

DIE WELTWOCH



Showdown in der Ukraine

Von Kriegstreibern und Kriegsopfern.

Von Wolfgang Koydl, Urs Gehriger und Michael Stürmer

Federer, philosophisch

Eine Ästhetik des Ausnahmesportlers vor dem US Open.

Von Hans Ulrich Gumbrecht

Ebola: Eine Seuche made in Hollywood

Horror, Hysterie und Heilung. *Von Leigh Cowart*





© UBS 2014. Alle Rechte vorbehalten.

Mitmachen und Fan werden.

swiss-starters.ch

Jetzt mit uns die Schweizer Athleten an den Europameisterschaften 2014 in Zürich unterstützen.

#SwissStarters



Intern

Jeder Schweizer kennt es, fast jeder Schweizer hat es schon besucht – das Freilichtmuseum Ballenberg, das die ländliche und bäuerliche Kultur der Eidgenossenschaft dokumentiert. Aber wie stehen die Eidgenossen zu dieser Institution? Ist sie eine belächelte, peinliche Kindheitserinnerung? Oder ein Symbol für die Leistungskraft der Schweiz, sich aus bitterer Armut heraufzuarbeiten an einen Spitzenplatz in Europa? Der Abgang der Direktorin Katrin Rieder hat das Museum in den Mittelpunkt des Kulturkampfes Stadt-Land gerückt. Ein Augenschein beweist: Die Wahrheit liegt im Auge des Betrachters. **Seite 28**

Von Wladimir Putin überrascht sie nicht – die martialische Pose, das Macho-Gebaren, das Hantieren mit diversen Waffen. Sein ukrainischer Kollege Petro Poroschenko indes kam bisher als liebenswerter Plüschbär daher – bis er sich in einen gefleckten Kampfanzug zwängte und mit einem schweren Maschinengewehr herumballerte. Im Westen wurden diese Bilder nicht gezeigt, sie würden dem Narrativ vom russischen Kriegshetzer und von seinem ukrainischen Opfer widersprechen. Doch die Realität ist nicht so schwarzweiss, wie sie die Medien zeichnen. Auch der Kremlchef ist nicht der Unschuldengel, als den er sich mit dem herzigen Küken präsentiert. Das Junghuhn hat zudem eine patriotische Pflicht: Es soll Putin helfen, westliche Sanktionen zu brechen. Lesen Sie nächste Woche die kritische Analyse von alt Bundesrichter Martin Schubarth über Putins Georgien-Politik. **Seite 22, 24, 26**

Hat der Schweizerpsalm ausgedient? Wenn ja – ist die Schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft (SGG), die einen Wettbewerb für eine neue Landeshymne ausgeschrieben hat, dazu überhaupt befugt? Ist die Präambel der Bundesverfassung, welche die SGG zur inhaltlichen Richtschnur für die neue Hymne erhoben hat, wirklich die richtige Vorgabe? Soll das störrische Volk nun, wie unserem Redaktor Alex Baur schwant, singend auf einen «politisch korrekten, gendergestreamten Solidari-dari-dari-Kurs» getrimmt werden? Und last, but not least: Ist Lukas Niederberger, der als Geschäftsführer die Fäden im Hintergrund zieht, wirklich der richtige Mann? Der ehemalige Jesuitenpater, der aus seiner stramm linken Gesinnung noch nie einen Hehl gemacht hat, bietet viele Angriffsflächen. Wo immer dieser Mann auftaucht, sorgte er, mit der Zuverlässigkeit eines Weckers, für Wirbel. Gerade das macht ihn auch so spannend. Geplant war ein einstündiges Gespräch mit Lukas Niederberger, doch nach drei Stunden sass Redaktor Baur immer noch in seinem Büro. Dabei kam eine wahrlich nicht alltägliche Lebensgeschichte zutage. **Seite 32**



Zuverlässigkeit eines Weckers: Lukas Niederberger.

Fraglos ist Gaius Julius Cäsar eine der faszinierendsten Gestalten der Weltgeschichte. Der römische Aristokrat, der im Jahr 44 v. Chr. ermordet wurde, war Feldherr, Politiker, Frauenheld und Literat, und prägte ein wunderschönes Latein. Die Frage, die bis heute beschäftigt, lautet: War Cäsar ein zukunftsweisender Staatsmann oder ein ruhmstüchtiger Verbrecher? Der deutsche Althistoriker Werner Dahlheim, einer der besten Forscher seines Fachs, bearbeitet für uns die Frage nach der Bewertung dieses Ausnahmepolitikers, der Generationen von Dichtern, Politikern und Filmemachern inspirierte. **Seite 56**

Ihre Weltwoche

CP
CRESTA
PALACE

Herbstzauber

Grosser SPA-, Pool- und Therapie-Bereich sowie Kinderclub, Wandern, Golfen, Biken, Tennis uvm.
Zimmer/Frühstück ab CHF 125.– pro Person

Ab 2 Nächten: freie Fahrt auf ÖV + Bergbahnen
Sommersaison bis 12. Oktober 2014

★★★★

CRESTA PALACE · CH-7505 Celerina/St. Moritz
T +41 (0)81 836 56 56 · www.crestapalace.ch
Elisabeth und Hanspeter Herren

das Bergjuwel

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG,
Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

E-Mail: redaktion@weltwoche.ch

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 283.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (*Leitung Inland*)

Produktionschef: Lukas Egli

Redaktioneller Berater: Urs Paul Engeler

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*),

Alex Baur, Urs Gehrig, Wolfgang Koydl,

Christoph Landolt, Christian Mundt,

Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,

Markus Schär, Beatrice Schlag (*Los Angeles*),

Florian Schwab, Mark van Huissingel

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Peter Hartmann, Pierre Heumann,

Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer,

Peter Keller, Wolfram Knorr,

Tom Kummer, Dirk Maxeiner,

Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller,

Daniele Muscionico, Deborah Neufeld,

Kurt Pelda, Peter Rüedi,

Kurt Schiltknecht, David Schnapp,

Hildegard Schwaninger,

Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*),

Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),

Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Laura Kolodziej (*Leitung*),

Simon Keller, Maya Wipf (*Assistentin*)

Layout: Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay

Korrektorat: Cornelia Bernegger und

Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits,

Gregor Szyndler, Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*),

Inga-Maj Hojajj-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Stephan Schwab (*Leitung*),

Fabian Keller, Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: Adextra

Tarife und Buchungen: info@adextra.ch

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird.

Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Shortcut: Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut



Marionnaud

AUSGEWÄHLTE HERRENDÜFTE À

CHF 59.90

PROFITIEREN SIE JETZT



marionnaud.ch

Gültig auf folgende Produkte: Paco Rabanne «1 Million» EdT Vapo 100 ml, Hugo Boss «Bottled» EdT Vapo 100 ml, Giorgio Armani «Acqua di Giò» EdT Vapo 50 ml, Dior «Homme» EdT Vapo 50 ml, Bvlgari «Man» EdT Vapo 60 ml & Jean Paul Gaultier «Le Male» EdT Vapo 125 ml. Produkte in ausgewählten Filialen erhältlich. Nicht kumulierbar mit anderen Rabatten. Gültig vom 04.08. bis 17.08.2014 oder solange Vorrat.

Raubtiere

Ein Plädoyer für sachliche Beziehungen zu Russland.

Von Roger Köppel

Wie muss der Westen, wie muss die Schweiz mit Russland umgehen? Diese Frage wird gegenwärtig verdrängt, sie verliert sich hinter halbstarren Gesten eines politischen Rabaukentums, das den Russen und ihrem autokratischen Präsidenten Putin mit immer neuen Sanktionen droht. Ich halte diese Konfrontations- und Eskalationsrhetorik aus dem Kalten Krieg für falsch. Sie treibt die Russen erstens in die Arme der Chinesen. Und sie enthält zweitens keine aussichtsreiche Perspektive auf ein vernünftiges Verhältnis zwischen Russland und dem Westen.

Keine Missverständnisse: Russland ist wie jede Grossmacht ein Raubtier, zu dem man ausreichend Abstand halten muss. Die Essenz der russischen Geschichte ist Unterdrückung, autokratische Herrschaft und territoriale Expansion. Daran ändern die gewaltigen kulturellen Leistungen nichts. Seit seiner Gründung 862 nach Christus in der heutigen Ukraine wird Russland von mehr oder weniger aufgeklärten Diktatoren beherrscht, die sich oft durch eine auch im Zeitkontext auffällige Neigung zur Grausamkeit auszeichneten. Selbst der im Namen des Volkes errichtete Kommunismus war im Grunde nur eine Untervariante dieses russischen Zarentums, das heute in Putin modernisiert und rechtsstaatlich immerhin einigermaßen gebändigt wiederauflebt.

Das müssen die Russen sehen: Die vielen Vorbehalte, die ihnen aus dem Westen entgegenschlagen, haben sie sich selber eingebrockt. Der Doppeladler im Landeswappen mag nach Westen und nach Osten gleichzeitig blicken. Für viele im Westen aber bleibt Russland ein unberechenbares Mischwesen aus der asiatischen Steppe. Der mörderische Kommunismus liegt noch nicht so lange zurück, als dass man ihn vergessen hätte. Gulag und Massensterben sind keine Details der Weltgeschichte. Die Russen haben in Osteuropa während des Kalten Kriegs derart gewütet, dass die einstigen Trabanten ihre sehnsüchtig erlangte Unabhängigkeit aus Sicherheitsgründen bereits wieder aufgaben, um unter den Schutzschirm der EU und der Nato zu kriechen. Es ist nicht einfach so, dass die Russen Opfer westlicher Missverständnisse wären, wie ungerecht und einseitig manche Einschätzungen auch immer sein mögen.

Die Frage allerdings lautet: Wie sehr sollte der Westen sein realpolitisches Verhalten gegenüber dem heutigen Russland von seinen



«Beitrag zur Entmoralisierung.»

historisch sicherlich begründeten antirussischen Feindbildern leiten lassen? Wie sinnvoll ist es, die gefühlsmässige Ablehnung zum Ausgangspunkt einer Politik zu machen, die jetzt auf die Lösung des konkreten Konflikts in der Ukraine zielen sollte? Ganz einfach gefragt: In welches Verhältnis will sich der Westen mittel- bis langfristig gegenüber Russland setzen? Will man die Russen in eine Frontstellung gegen den Westen bringen? Soll Russland auf dem Sanktionsweg gewaltsam verwestlicht werden? Zielt die westliche Politik letztlich darauf ab, den aktuellen russischen Präsidenten Wladimir Putin durch wirtschaftliche Kriegsmassnahmen aus dem Amt zu kippen?



Oder, ganz anders, wäre es nicht besser, die Russen in eine konstruktive Beziehung zum Westen zu bringen? Eindeutig Letzteres!

Die Weltgeschichte ist eine Abfolge von Missverständnissen. Ja: Russland ist ein autokratisch regiertes, in vielerlei Hinsicht unwestliches, ja womöglich antiwestliches Land. Putin ist alles andere als ein «lupenreiner Demokrat». Gleichzeitig aber ist ebenso wahr: Die Russen sehnen sich nach der Anerkennung des Westens. Russland hat über Jahrhunderte vor allem mit Deutschland hervorragend zusammengearbeitet, den Teufelspakt zwischen Hitler und Stalin natürlich ausgeklammert. Ohne westliches Personal und Technologie ist Russland bis heute nicht in der Lage, sich selber zu industrialisieren. Die Russen wiederum sehen sich als mehrfachen Retter Europas im Kampf gegen grössenwahnsinnige Eroberer wie Napoleon und Hitler. Millionen Russen verloren in diesen Kriegen ihr Leben. Die christliche Tradition des Landes reicht bis weit ins Mittelalter zurück. Im Wort «Zar» klingt der altrömische Titel «Cäsar» nach. Über alle Differenzen hinweg gibt es kulturelle, politische und wirtschaftliche Gemeinsamkeiten zwischen Russland und dem Westen. Die Russen sind ein stolzes, melancholisches und empfindliches Volk, das einen berechtigten Anspruch auf Respekt anmeldet.

Moralismus ist auch die Unfähigkeit, sich auf andere Standpunkte einzulassen. Der Moralist verabsolutiert seine Vorstellungen von Gut und Böse, um sich über das zu stellen, was ihm fremd erscheint. Moralismus, nicht Realismus prägt derzeit die Aussenpolitik des Westens gegenüber Russland. Historische Erfahrungen des Einvernehmens werden ausgeblendet. Die realen Möglichkeiten einer Verständigung und eines Zusammenfindens geraten aus dem Blick. Die USA drängen auf Konfrontation. Die Europäer scheinen zu schwach, um eine eigene Position zu markieren. Auf keinen Fall darf sich die neutrale Schweiz in diesen Showdown hineinziehen lassen.

Der Ukraine-Konflikt wirft am Ende die vom Schweizer Botschafter in Berlin, Tim Guldimann, skizzierte Frage auf, wie man Russland langfristig in eine gemeinsame Sicherheitsarchitektur in Europa einbinden kann. Was machen wir mit den Russen? Ziel der Diplomatie kann es nicht sein, Russland wegzustossen. Man muss Russland ins Boot zurückholen. Es ist vernünftig, dass der Westen sein grosses Misstrauen zum Ausdruck bringt und sich auch militärisch rückversichert. Eindämmung aber muss mit Dialog auf der Grundlage historischer Gemeinsamkeitserfahrungen ergänzt werden. Dieser Ansatz fehlt bis jetzt. Ist Angela Merkel die brillante Politikerin, die viele in ihr sehen, wird sie die EU in diese Richtung bringen? Vielleicht kann die neutrale Schweiz durch Gute Dienste einen Beitrag zur Entmoralisierung leisten.



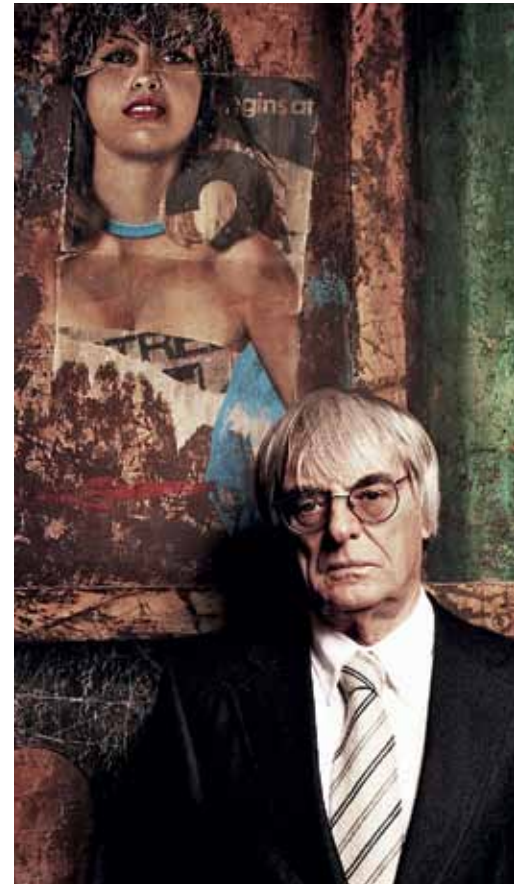
«Apollinisch»: Federer. Seite 14



Welche Schweiz? Ballenberg. Seite 28



Die Hysterie um Ebola. Seite 48



Gewinne auf dem Schulhof: Ecclestone. Seite 38

Kommentare & Analysen

5 Editorial

11 [Kommentar Der Islamische Staat ist besiegbar](#)

11 [Im Auge Howard Webb, Herr der Elfmeter](#)

12 [Gesundheit Lamento](#)

12 [Sprachenstreit Speak English!](#)

13 [Personenkontrolle Imboden, Heiniger, Schwaller](#)

13 [Nachruf Robin Williams](#)

14 [Weltliche Verklärung Roger Federer](#)

16 [Die Deutschen Und die Hamas?](#)

16 [Wirtschaft Vollbremsung im Kiesbett](#)

17 [Ausland Zurück im Irak](#)

18 [Mörgeli Ein Lob den Grenzen](#)

18 [Bodenmann Sardinienbüchsen](#)

19 [Medien Informanten und Intriganten](#)

19 [Gesellschaft Narzissten](#)

20 [Leserbriefe](#)

20 [Darf man das?](#)

Hintergrund

22 [Sind wir denn im falschen Film?](#)

Ukraine: Höchste Zeit, aus dem Schwarzweisschema auszurechnen

24 [Festspiellaune, Bombentrichter Stolpert die Welt in einen Krieg wie vor hundert Jahren?](#)

26 [Europa wird nicht schlottern Putin und das Gas](#)

28 [Kulturkampf um den Ballenberg](#)

Weltoffen und lässig oder abgeschottet-hinterwäldlerisch: Ein Besuch im Berner Oberland

31 [Flecken im Auge Schwächelt die Sonne?](#)

32 [Revoluzzer in Filzpantoffeln](#)

Pater Lukas Niederberger will die Schweiz mit einer neuen Landeshymne beglücken

34 [Teurer Rechtsstreit Bei der Neat häufen sich die Fehler](#)

35 [Spielwiese für Bürokraten](#)

Der Wirteverband stösst im Bundesrat auf Widerstand

36 [Lendenfrei](#)

Die *Neue Zürcher Zeitung* überrascht mit einer Geschichte über Nacktbilder einer Bundeshaussekretärin

38 [Wo er auftaucht, ist Aufruhr](#)

Die faszinierende Karriere des Bernie Ecclestone

40 [Drei Jahrzehnte mit Ecclestone Ein Freund berichtet](#)

42 [Kein Film, aber grosses Kino](#)

Zwei Filme, um den Gaza-Konflikt zu verstehen: «Die Ritter der Kokosnuss» und «Der Untergang»

44 [Der älteste Hass der Welt](#)

Die Geschichte des Antisemitismus

46 [Afrika startet durch. Schön wär's](#)

48 [Eine Seuche made in Hollywood](#)

Ebola: Eine Geschichte über Horror, Hysterie und Heilung

50 [Krankheiten «Händewaschen ist die halbe Miete»](#)

Mekong-Flusskreuzfahrt

mit luxuriöser RV Mekong Pandaw ❄️❄️❄️

Es het solangs het
Rabatt* bis 2000.-
*Abhängig von Auslastung und Wechselkurs



Siem Reap–Angkor Wat–Phnom Penh–Saigon

15 Tage ab Fr. 3890.-

Rabatt von Fr. 2000.- bereits abgezogen

- **Einzigartig: grosses Sonnendeck über das ganze Schiff**
- **Renoviertes Schiff im Kolonialstil für nur max. 48 Gäste**
- **Faszinierendes Kambodscha und Vietnam**
- **UNESCO-Weltkulturerbe Angkor Wat**

- Zürich–Bangkok–Siem Reap** Flug mit Thai Airways.
- Siem Reap** Ankunft am Morgen. Stadtbesichtigung, Mittagessen und Transfer zum Hotel.
- Siem Reap (Angkor Wat)** Ganzer Tag in Angkor Wat, eine der grössten Tempelanlagen der Welt (UNESCO Weltkulturerbe). Morgens Besuch des Banteay Srei Tempels. Nachmittags Besichtigung der Tempel von Angkor Wat.
- Siem Reap** Weitere Besichtigungen in Angkor Wat. Freie Zeit am Nachmittag.
- Einschiffung–Kampong Cham** Bustransfer zum Schiff nach Kampong Cham. Rast in Kampong Thom.
- Kampong Cham** Besichtigung des Tempels Wat Hanchey. Nachmittags Busfahrt zu den heiligen Zwillingshügeln «Phnom Pros», «Phnom Srey» und nach Choeungkok (Ökotourismus).
- Tonle Sap Fluss–Kampong Chhnang** Schifffahrt auf dem Tonle Sap Fluss oder per Bus nach Kampong Chhnang. Schifffahrt durch das weite Feuchtgebiet an der Mündung des Tonle Sap Sees.

- Phnom Penh** Erkundung der Hauptstadt mit landestypischen Fahrradrickschas. Besuch des Königspalastes, der Silberpagode und des Nationalmuseums. Nachmittags Ausflug zum ehemaligen Foltergefängnis «Toul Sleng» (S21) der Roten Khmer.
- Phnom Penh–Grenze** Ganzer Tag an Bord. Zoll- und Passkontrolle an der vietnamesischen Grenze.
- Chau Doc** Rikschafahrt durch Grenzstadt Chau Doc. Besuch des traditionellen Dorfes der Cham mit Booten.
- Sa Dec–Cai Be** Bootsfahrt auf Kanälen und Nebengewässern über Vinh Long nach Sa Dec. Besuch des lokalen Marktes und dem Haus von Huynh Thuy Le. In Cai Be erleben Sie den farbenfrohen schwimmenden Markt.
- My Tho–Saigon** Fahrt nach My Tho. Ausschiffung und Bustransfer nach Saigon zum Hotel. Stadtrundfahrt mit Besichtigung des Palastes der Einheit und der Hauptpost.
- Saigon** Ausflug zu den «Cu Chi Tunnels» aus dem Vietnamkrieg.
- Saigon–Bangkok** Freie Zeit. Abschiedsmittagessen und Besuch des Künstlerdorfs Ky Long Art. Transfer zum Flughafen. Flug mit Thai Airways nach Bangkok.
- Bangkok–Zürich** Rückflug in die Schweiz mit Thai Airways. Ankunft in Zürich am frühen Morgen.

Verlängerungsprogramm Hanoi und Halong Bay

Programm auf Anfrage oder im Internet
3 Tage p.P. Fr. 890.- (bei Doppelbelegung)

RV Mekong Pandaw****

2013 renoviertes, komfortables Schiff für max. 48 Gäste. Kabinen (16 m²) mit Dusche/WC, Föhn, Safe und Klimaanlage. Auf der Veranda vor den Kabinen befinden sich komfortable Deckstühle. Im Restaurant auf dem Hauptdeck werden die Mahlzeiten in einer Sitzung eingenommen. Die abwechslungsreichen Menüs beinhalten asiatische und internationale Küche. Bordausstattung: grosses überdachtes Sonnendeck mit Liegestühlen und Bar, Fitness-/Massageraum sowie Bibliothek. **Nichtraucherschiff** (Rauchen auf Sonnendeck erlaubt).

Reisedaten 2014/2015/2016 **Rabatt**

28.10.2014–11.11.2014	2000
03.02.2015–17.02.2015	1000
03.11.2015–17.11.2015	1000
12.01.2016–26.01.2016	1000

Leistungen

- Flusskreuzfahrt in gebuchter Kategorie mit Vollpension
- Flüge ab/bis Zürich via Bangkok mit Thai Airways in Q-Klasse (Economy Class) oder andere IATA Gesellschaft inkl. Flughafentaxen, höhere Klasse gegen Zuschlag
- Übernachtungen in 4/5-Sterne-Hotels
- Alle Ausflüge gemäss Programm, Transfers, Hafentaxen
- Lokale deutschsprachige Reiseleitung
- Thurgau Travel-Reisebegleitung

Nicht inbegriffen: Trinkgelder, Getränke, Visumkosten Vietnam Fr. 130.-, Visumkosten für Kambodscha ca. \$ 20 (vor Ort), Versicherungen (wir empfehlen eine Jahresversicherung von Elvia), Treibstoffzuschläge bleiben vorbehalten, Auftragspauschale Fr. 35.- pro Auftrag (entfällt bei Buchung über www.thurgautravel.ch)

Preise pro Person in Fr. (vor Rabattabzug)

2-Bettkabine Oberdeck hinten	5890
2-Bettkabine Hauptdeck	6190
2-Bettkabine Oberdeck	6490
Zuschlag Alleinbenutzung Oberdeck hinten	690
Zuschlag Alleinbenutzung Hauptdeck	890
Zuschlag Alleinbenutzung Oberdeck	1290
Zuschlag Flug Business Class	auf Anfrage



Silberpagode in Phnom Penh



2-Bettkabine

Online navigieren
www.thurgautravel.ch

Gratis-Nr. 0800 626 550

verlangen Sie Jeannine Büsser

Thurgau Travel ✨



Rathausstrasse 5 | 8570 Weinfelden

Tel. 071 626 55 00 | Fax 071 626 55 16 | info@thurgautravel.ch



Premiere im Casinotheater Winterthur

Achtung Schwiiz!

Am 4. September startet im Casinotheater Winterthur die satirische Boulevard-Komödie «Achtung Schwiiz!». Erleben Sie die Premiere mit exklusivem Apéro im Anschluss!

Die Story könnte aktueller nicht sein: Eine Multikulti-Studenten-WG mit dem Italiener Enzo, der Französin Virginie, dem Wiener Rudi, dem Libanesen Tarik und dem Schweizer Willi bewohnt einen Zürcher Sozialbau. Als Willi auf Urlaub ist, erfahren seine Mitbewohner durch Zufall, dass der anständige, korrekte Schweizer seit Monaten betrügt – indem er die ahnungslosen «Erasmus»-Studenten als seine Familie ausgibt und so Kindergeld und Mietzuschüsse kassiert. Schon naht ein Prüfer der Wohnbaugenossenschaft (ge-

spielt von Viktor Giacobbo), um sich ein besseres Bild von der undurchsichtigen Wohnsituation zu machen. Doch da Willi ferienhalber nicht greifbar ist und Tarik um seine nahende Einbürgerung fürchtet, bleibt den Studenten letztlich nur noch ein Ausweg: Sie müssen eine Schweizer Familie vortäuschen.

Gerade den Weltwoche-Lesern werden viele Themen bekannt vorkommen – für Gesprächsstoff beim anschliessenden Premieren-Apéro ist also gesorgt.

Platin-Club-Spezialangebot

Achtung Schwiiz!

Premiere mit Apéro
4. September 2014, 20 Uhr
Casinotheater Winterthur

Preis:

Fr. 75.– (1. Kategorie)

Buchung:

Unter Telefon 052 260 58 58
mit dem Stichwort «Weltwoche».
Maximal zwei Tickets pro
Weltwoche-Abonnement,
das Angebot ist limitiert.

Veranstalter:

www.casinotheater.ch
Casinotheater Winterthur
Stadthausstrasse 119
8400 Winterthur

www.weltwoche.ch/platinclub





Moderne Märchen: Schriftstellerin Pilcher. Seite 52

Literatur

52 Herzensglück und Narben des Lebens

Das Erfolgsrezept der britischen Autorin Rosamunde Pilcher

Stil & Kultur

54 Stil & Kultur Dovimas Dressur: Fotograf Richard Avedon

56 Bestseller

56 Römer

War Julius Cäsar ein Verbrecher aus gekränkter Ehre oder Botschafter einer besseren Welt?

60 Top 10

60 Kino Scarlett Johansson in «Under the Skin» und «Lucy»

61 Jazz Oscar Peterson und Fred Astaire

62 Namen Vorbild James Bond

63 Hochzeit Zauber, Mysterium, Magie

63 Thiel Wahrheit beleidigt

64 Wein Nonplusultra des Chardonnay

64 Zu Tisch Auf der kulinarischen Insel

65 Auto BMW 550i Touring

66 MvH trifft Daniel Grieder, CEO von Tommy Hilfiger

Autoren in dieser Ausgabe

Werner Dahlheim



Der 76-jährige Berliner gehört zu den grossen Erzählern unter den deutschen Historikern. In dieser Ausgabe geht er der Frage nach, ob Julius Cäsar ein Verbrecher aus gekränkter Ehre war oder Botschafter einer besseren Welt. Seite 56

Alina Fichter



Die Reporterin der *Zeit* und frühere Wirtschaftsjournalistin der *Süddeutschen Zeitung* studierte Ökonomie und absolvierte die Münchner Journalistenschule. In ihrem Artikel über Bernie Ecclestone, den grossen Mann der Formel 1, widmet sie sich dessen faszinierender Karriere. Seite 38

Zum Blättern bitte streicheln.

Mit der sanften Blättertechnik vermittelt das neue E-Paper noch mehr Lesevergnügen.



Available on the App Store ANDROID APP ON Google play

DIE WELTWOCH

Von Dubai nach Shanghai

Traum-Kreuzfahrt ★ Dubai ★ Indien ★
Singapore ★ Vietnam ★ Japan ★
Höhepunkte in China

FLÜGE MIT
QATAR AIRWAYS

net tours

Unsere Spitzenleistungen!

- ✓ Flüge mit Qatar Airways via Doha, von Zürich nach Dubai und retour von Shanghai
- ✓ 22 Tage / 21 Nächte Kreuzfahrt von Dubai nach Shanghai an Bord der Costa Serena 5* in der gewählten Kategorie
- ✓ Vollpension mit bis zu 6 Mahlzeiten pro Tag
- ✓ Stadtrundfahrt in Shanghai
- ✓ Schweizer Reiseleitung

und zusätzlich bei Verlängerung in Peking:

- ✓ Fahrt von Shanghai nach Peking im hochmodernen Highspeed Zug
- ✓ 3 Nächte im Erstklasshotel in Peking inkl. Frühstück und Transfers
- ✓ Super Ausflugspaket: Kaiserpalast, Himmels-tempel, „Grosse Mauer“, Ming Gräber, Seelenweg, Sommerpalast und Hutong Tour
- ✓ 2 x Mittagessen, 1 Abendessen und 1 traditionelles Peking Ente Abendessen
- ✓ Flug mit Qatar Airways Peking – Zürich

REISEGARANTIE

Ihr schwimmendes Erstklasshotel

★ Costa Serena ★

Das Schiff mit einem besonderen Akzent auf Entspannung und Wohlbefinden – für eine erstklassige Kreuzfahrt mit bestechender Eleganz und Originalität.



Kreuzfahrt mit bestechender Eleganz und Originalität. 5 Restaurants • 13 bars • 4 Pools • 5 Whirlpools • Wellness auf 6000m² • Shows • Theater über 3 Decks • Casino • Disco • Live Musik und vieles mehr... 1500 komfortable Kabinen mit Dusche/WC, Fön, TV, Tel., Minibar, Klimaanlage und Safe.

Daten & Preise

Reise 6414

Costa Serena 3.-25. April 2015	23 Reisetage
Preis pro Person Basis Doppelkabine	
Innenkabine – classic	2895.–
Innenkabine – premium	3095.–
Aussenkabine – classic	3395.–
Aussenkabine – premium	3595.–
Aussenkabine Balkon – classic	3895.–
Aussenkabine Balkon – premium	4145.–

Nicht inbegriffen: Getränke und Trinkgelder an Bord ca. USD 8,50 p. Pers./Tag • Fak. Ausflüge • Versicherung „Multi-Trip“ CHF 298.– pro Familie resp. CHF 188.– für Einzelpersonen • Reservationsgebühr CHF 30.– p. P. • Visum Indien CHF 130.– / China CHF 100.– • Verlängerung Peking CHF 445.– p. Pers.



23 Reisetage
inkl. Vollpension an Bord
CHF 2895.–

10 Jahre
net tours

Der Zauber des Orients und die Magie Asiens...

Eine Reise wie aus dem Märchenbuch – in ferne Welten von exotischer Anziehungskraft!

Orientalischer Zauber in der funkelnden Glitzerwelt von Dubai, Mystik und Farbenpracht in Indien, Traumlandschaften und Kontraste in Vietnam, einzigartige Kultur in Japan und atemberaubende Höhepunkte in China – mit Hongkongs grandioser Skyline, dem ultramodernen Shanghai und den grandiosen Kultur-Schätzen Pekings... Diese Kreuzfahrt entführt Sie zu den bedeutendsten Kulturen Asiens und jedes Land bringt Sie in neue, ungeahnte Welten... Willkommen an Bord!



Verlängerung Peking

3 Nächte inkl. Zug, Hotel & Ausflüge
445.–!

22. Tag / Shanghai – Peking: nach der Stadtrundfahrt Highspeed-Bahnfahrt nach Peking (ca. 5h). Transfer in Ihr 4* Hotel in Peking.
23. bis 25. Tag / Ausflüge in und um Peking: 3 fantastische Ganztagesprogramme mit Deutsch sprechender Reiseleitung bereits inbegriffen: Kaiserpalast, Himmels-tempel, die 6300 km lange „Grosse Mauer“, Ming Gräber, Seelenweg, Sommerpalast, Hutong Tour sowie 2 x Mittagessen und 1 typisches Dinner mit Peking Ente. Am Abend des 25. Tages, Transfer zum Flughafen und Flug mit Qatar Airways, via Doha, nach Zürich.
26. Tag / Ankunft in Zürich: am Mittag.



Kreuzfahrt von Dubai nach Shanghai – vom 3. bis 25. April 2015

- 1. Tag / Zürich – Dubai (VAE):** Flug am Vormittag ab Zürich mit Qatar Airways, via Doha nach Dubai. Transfer zum Hafen und Einschiffung.
- 2. Tag / Dubai (VAE):** Willkommen in Dubai – dem Reich der absoluten Superlative und ultramoderne Glitzerwelt! Gut vorstellbar, dass Dubai in Zukunft auch ihr derzeit welthöchstes Bauwerk noch topt – der gigantische, 818m hohe „Burj Chalifa“. Um 14h heisst es „Leinen los“!
- 3. und 4. Tag / auf See:** Erholung an Bord.
- 5. Tag / Mumbai (Indien):** Mumbai, ist eine der grössten Städte der Welt und stand nahezu 300 Jahre unter britischer Herrschaft. Die Vielfalt und die Komplexität der Kulturen und Religionen, die dem Land seine einmalige Faszination verleihen, sind eine echte Herausforderung für Sinne und Geist. Farben, Düfte und eine lebenssprühende Bevölkerung sorgen für eine Fülle von unvergesslichen Eindrücken!
- 6. Tag / auf See:** Erholung an Bord.
- 7. Tag / Cochin (Indien):** Als „Königin des Arabischen Meeres“ glänzt die Inselstadt Cochin seit Jahrhunderten. Der Reichtum kam durch herrlich duftende Gewürze, die per Schiff nach Arabien und weiter nach Europa transportiert wurden.
- 8. bis 11. Tag / auf See:** Erholung an Bord.
- 12. Tag Singapore (Singapore):** Der tropische Inselstaat in Südostasien ist eine pulsierende Handelsmetropole und kleinster Stadtstaat Südasiens. Winzig auf der globalen Landkarte – jedoch ein Riese im internationalen Ansehen. Das Shoppingparadies beeindruckt mit zahlreichen Sehenswürdigkeiten wie z.B. das historische Kolonialviertel und der bezaubernde Orchideen Garten.
- 13. Tag / auf See:** Erholung an Bord.
- 14. Tag / Ho Chi Minh City (Saigon/Vietnam):** Vietnam ist eines der faszinierendsten Länder Asiens. Vorbei an leuchtend grünen Reisfeldern, aus denen vietnamesische Spitzhüte ragen, dösenden Ochsen, Gänsen und Lotusblumen – Bilder mit einer ganz eigenen Magie.

- Das „Paris des Osten“, wie Ho Chi Minh – das ehemalige Saigon – genannt wird, bietet spannende Ausflüge z.B. zum phänomenalen Untertunnelnetzwerk von Cu Chi.
- 15. Tag / Nha Trang (Vietnam):** Nha Trang, am Südchinesischen Meer und wird als das „Nizza des Ostens“ bezeichnet. Schon die ehemaligen französischen Kolonialherren waren von der Schönheit Nha Trangs mit ihren traumhaften Stränden verzaubert.
 - 16. und 17. Tag / auf See:** Erholung an Bord.
 - 18. Tag / Hongkong (China):** Rechtzeitig zum Frühstück erblicken Sie die überwältigende Skyline von Hongkong – eine Weltstadt im Glitzerkleid. Ihr Profil einer Supercity pflegt die Metropole nicht von ungefähr – auch unter Chinas Flagge ist sie ein Ausnahmziel. In der kontrastreichen, ehemaligen britischen Kronkolonie Hongkong treffen sich Ost und West, Schnellebigkeit und Ruhe, Modernes und Traditionelles.
 - 19. Tag / auf See:** Erholung an Bord.
 - 20. Tag / Naha Okinawa (Japan):** Willkommen in der uralten Kultur-nation Japan. Naha ist der südlichste Kreuzfahrthafen in Japan und liegt auf der Insel Okinawa. Ein historisches Kleinod ist der Palast von Shuri aus der ersten Jahrtausendwende.
 - 21. Tag / auf See:** Erholung an Bord.
 - 22. Tag / Shanghai (China) – Rückflug nach Zürich oder Verlängerung in Peking:** Nach der Ausschiffung laden wir Sie auf eine Stadtrundfahrt ein. Shanghai überrascht mit einem mitreissenden Mix aus Alt und Neu und gewaltigen Gegensätzen der traditionellen und der modernen Seite: Spelunken im Stil der Dreissiger, super moderne Wolkenkratzer aber auch duftende Garküchen und bunte Strassenmärkte. Transfer zum Flughafen für Ihren Flug nach Zürich, nach Mitternacht mit Qatar Airways, via Doha. Wir empfehlen Ihnen jedoch, die Verlängerung zu buchen um die Schätze Pekings zu entdecken.
 - 23. Tag / Zürich:** Ankunft am Mittag.

VAC
Reisen wird zum Vergnügen
Organisation und Durchführung: net-tours, Glattbrugg

Sofort buchen: Mo bis Fr 8h30–12h und 13h30–18h www.net-tours.ch



0848 14 25 36

Ihre net tours – Vorteile!

- ★ Absolute Tiefpreise dank Direktverkauf
- ★ Wir sind Mitglied im Schweizer Reisegarantiefonds

Der Islamische Staat ist besiegbare

Von Kurt Pelda — Die syrischen Kurden zeigen, wie der neue Terrorstaat im Nahen Osten zu bekämpfen wäre. Sie und andere Feinde der Terrorbanden verdienen westliche Hilfe.



Killerbande: Kämpfer des Islamischen Staates.

Niemand weiss genau, wie viele amerikanische Transportpanzer die Terrorgruppe Islamischer Staat bei ihrem Vormarsch im Irak erbeutet hat. Sicher ist nur, dass die US-Luftwaffe nun mit Präzisionsbomben mühsam zerstören muss, was Washington den unfähigen irakischen Streitkräften zuvor an Kriegsmaterial geliefert hat. Dank dieser Manna verfügt die Terrorgruppe nun über eine überlegen ausgerüstete Armee, der eigentlich nur noch eine Luftwaffe fehlt.

In der Medienhysterie über die Vertreibung der nordirakischen Christen und der Jesiden, einer kleinen kurdischen Glaubensgemeinschaft, gehen wichtige Erkenntnisse unter. Schnell ist von Genozid die Rede, obwohl schlüssige Beweise dafür (vorerst noch) fehlen. Sicher sind ruchlose ethnisch-religiöse «Säuberungen» durch die Killerbanden des Islamischen Staates im Gang. Dabei braucht der reale Horror keine medialen Übertreibungen, zum Beispiel mit Fotos eines angeblich von Islamisten geköpften Christenmädchens. Diese Bilder zeigen in Wirklichkeit ein Opfer eines syrischen Luftangriffs. Solche Lügen dienen einzig der antimuslimischen Hetze.

Obamas Befehl zum Angriff

Sindschar, die vom Islamischen Staat eroberte Jesidenstadt im Nordirak, liegt westlich des

Tigris und war schwierig zu verteidigen. Das Bollwerk der irakisch-kurdischen Peschmerga («die dem Tod Geweihten») liegt dagegen in den Bergen östlich des grossen Flusses. Erst als Truppen des Islamischen Staates den Tigris überschritten und auf die Kurdenhauptstadt Erbil vorrückten, gab Obama den Befehl zum Angriff.

Mit dem Vorstoss nach Sindschar wollte der Terrorstaat wohl das irakische Grenzgebiet zur Türkei unter seine Kontrolle bringen. Aus der Türkei importiert das islamische Kalifat nicht nur viele Güter des täglichen Bedarfs, sondern auch Dschihadisten und deren Know-how. Bisher mussten die Ausländer aber den Umweg über Syrien nehmen, um in den Irak zu gelangen. Was die Strategen des Islamischen Staates aber unterschätzt hatten, war die Reaktion der Kurden: Obwohl sich die Peschmerga auf der irakischen Seite sowie die türkisch-kurdische PKK und die syrisch-kurdischen YPG (ein Ableger der PKK) auf der anderen nicht mögen, kam es schnell zum Schulterschluss der Kampfgruppen im Dreiländereck zwischen der Türkei, Syrien und dem Irak.

Dass die Kurden nach den ersten amerikanischen Luftschlägen einen Teil des verlorenen Territoriums zurückeroberten, hängt vor

»» Fortsetzung auf Seite 12

Beruf verfehlt?



Howard Webb, Herr der Elfmeter.

Mit 19 möchte der Mensch am liebsten die Zeit anhalten, oder mit 29 oder mit 39, oder wann immer ihm das Leben danach nicht mehr lebenswert erscheint. Aber am schlimmsten ist es für Fussballschiedsrichter. Sie trifft die Altersguillotine unaufhaltsam mit 45. Deshalb hat Howard Webb, 43, nun alle auf dem falschen Fuss erwischt mit seinem vorgezogenen freiwilligen Rücktritt aus dem Rampenlicht. Webb war meistens der beste Mann auf dem Rasen. Er sieht es anders: «Ich hatte jahrelang den besten Platz im Stadion. Etwas Besseres kann nicht mehr kommen.»

Schon mit seiner Postur von 1,88 Metern und 92 Kilo Gewicht war der Kahlgeschorene, der stets ein komplizenhaftes Lächeln auf den Lippen hatte, jedem Rabauken auf dem Feld gewachsen. Als früherer Polizei-Sergeant galt er als unparteiische Haut, wenn auch mit unterschwelliger Sympathie für Manchester United. Es war ein makabrer Zufall, dass er für die South Yorkshire Police arbeitete, die bei der Katastrophe im Hillsborough-Stadion in Sheffield im Jahre 1989 eine schwere Mitschuld am Tod von 96 Menschen trug. Zu einem Weltuntergang drohte für ihn das Weltmeisterschaftsfinale Spanien gegen die Niederlande 2010 in Johannesburg auszuarten, das Webb als «Höllensritt» bezeichnete. Er verteilte die Rekordzahl von dreizehn gelben Karten, verzichtete aber zur Empörung des Milliardenpublikums an den TV-Schirmen auf die rote Karte gegen die niederländischen schlechten Verlierer van der Vaart und de Jong. Inzwischen trägt er zwei Ehrendoktorhüte und erhielt den Ritterschlag der Queen.

Und nie mehr quält ihn die Gerechtigkeitsfrage: Penalty oder kein Penalty? Howard Webb nimmt Anlauf. Er imitiert die perfid zögernden Schritte Neymars. Dann tupft er den Ball rechtsfüssig, mit der raffinierten Lässigkeit eines Zinedine Zidane, wie mit einem Billardstoss über den Torhüter hinweg ins hohe Eck – einer der schönsten Elfmeter aller Zeiten, zu sehen auf Youtube, geschossen von Howard Webb in einem Plauschmatch. Wenn er die Zeit zurückdrehen könnte, würde er wieder Referee werden, wie damals, mit neunzehn? Peter Hartmann

allem mit dem Eingreifen der YPG zusammen. Diese stiessen von der nahegelegenen syrischen Grenze bis zu den Jesiden vor und retteten schätzungsweise 20 000 Menschen vor der Terrorgruppe.

Auffällig ist dabei, dass die hochgelobten Peschmerga vor dem Islamischen Staat zurückwichen, während die YPG vorrückten. Deren Kämpfer stossen in Syrien fast täglich mit den Terroristen zusammen. Erst kürzlich haben sie bei der vom Kalifat belagerten Kurden-Enklave Kobane einen grossen Sieg errungen.

Dagegen liegen die letzten Kriegserfahrungen der alternden Peschmerga schon mehr als zwanzig Jahre zurück. Die syrischen Kurden wissen, wie man die Islamisten schlägt. Es wäre den Amerikanern deshalb zu raten, die kampferprobten YPG-Verbände in ihr Kalkül einzubeziehen. Ein paar Luftangriffe und Waffenlieferungen an die Peschmerga werden den Islamischen Staat nicht aus den Angeln heben. Es braucht vielmehr eine Strategie für die gesamte Region.

Gefährliche Kriegsheimkehrer

Nach wie vor liegt das Herz des Islamischen Staats in Syrien. Soll dem Gegenschlag im Irak längerfristig Erfolg beschieden sein, müssen die Amerikaner und ihre Alliierten die rückwärtigen Fronten und Basen des Kalifats in Syrien ins Visier nehmen. Auch dazu braucht es keine «Stiefel am Boden», sondern Waffenlieferungen an die kurdischen YPG und die arabischen Rebellen, die den Islamischen Staat aus dem syrischen Nordwesten vertrieben haben.

Dass uns das Treiben der Islamisten nicht gleichgültig sein sollte, zeigt zum Beispiel die Verhaftung von vierzig mutmasslichen Terroristen im Kosovo. Sie waren zum Dschihad nach Syrien und in den Irak gereist und nach ihrer Rückkehr in die Fänge der Polizei geraten. Auch Dschihadisten aus der Schweiz hatten kosovarisch-albanische Netzwerke benützt, um nach Syrien zu gelangen. Rückkehrer wie jene im Kosovo könnte der Terrorstaat nun einsetzen, um sich für die amerikanischen Luftangriffe zu rächen. Auf Twitter sind bereits handfeste Drohungen aufgetaucht, von Leuten, die dem Islamischen Staat nahestehen. Bedroht werden vor allem diplomatische US-Vertretungen und allgemein alle sich im Ausland aufhaltenden Amerikaner. Mit Sicherheit wird die Antwort des Kalifats nicht ausbleiben.

Es ist nun wichtig, Etappensiege über die Islamisten zu erringen, damit die Sympathisanten und Helfer der Terroristen im Westen – und auch bei uns in der Schweiz – nicht noch mehr Oberwasser bekommen. Den Islamischen Staat einfach gewähren zu lassen, ist die völlig verkehrte Strategie. Darauf haben sich Amerika und Europa viel zu lange verlassen.

Gesundheit

Lamento

Von Alex Reichmuth — In der Pflege herrscht Personalnotstand? Selber schuld.

Landauf, landab ertönen in diesem Sommer wieder Klagen, in Spitälern und Pflegeheimen fehle das Personal. Bis 2020 soll eine Lücke von 25 000 qualifizierten Pflegefachleuten drohen. Der Mangel werde immer gravierender, heisst es, da die Zahl pflegebedürftiger Menschen ständig steigt.

Am Interesse junger Leute am Pflegeberuf fehlt es zwar nicht. Der Andrang für eine Lehre als Einstieg in den Beruf ist gross. Wie «10 vor 10» berichtete, bilden sich aber nur 37 Prozent der Lehrabgänger später zur diplomierten Pflegefachkraft weiter. Nötig wären weit über fünfzig Prozent. Auf die anfängliche Begeisterung für die Pflege folgt oft Frustration. Erstaunlich ist das nicht. In vielen Heimen und Spitälern herrschen steinzeitliche Arbeitsbedingungen. Das zeigt sich unter anderem daran, dass es vielerorts noch immer sogenannte geteilte Dienste gibt. Die Pflegenden beginnen frühmorgens, müssen über Mittagstundenlang die Zeit totschlagen («Zimmerstunde»), um dann erst spät abends das Tageswerk abzuschliessen. Die Erholung leidet. Ein Privatleben liegt kaum drin. Dabei wären unvorteilhafte Dienstpläne mit etwas organisatorischem Geschick vermeidbar. Gerade Hilfskräfte und Springerinnen werden jedoch oft geradezu «verheizt».

Schädliche Personenfreizügigkeit

Zu viele Heimverantwortliche haben ein archaisches Bild der Pflegenden. Sie erwarten Aufopferung wie zu den Zeiten, als noch selbstlose Klosterfrauen Alte und Kranke versorgten. Auch fehlt es an der Einsicht, dass Frauen, die den Hauptharst der Pflegenden stellen, wegen Kindern zeitlich oft nur eingeschränkt verfügbar sind und mit ihren Kräften haushälterisch umgehen müssen. Manche Mutter verzichtet nach ihrer Babypause dankend auf einen Wiedereinstieg in den Beruf.

Der Druck, Pflegenden bei der Stange halten zu müssen, scheint trotz Lamento über einen Notstand nicht gross zu sein. Denn es steht ja Personal bereit, das im Ausland rekrutiert wird – Personenfreizügigkeit mit der EU sei Dank. Und fremdländische Pflegenden mucken meist weniger auf, etwa wegen mangelnder Sprachkenntnis. Das Ja zur Zuwanderungsinitiative könnte hier heilsam wirken. Kommen Kontingente, was ausländisches Personal angeht, wären Spitalchefs und Heimleiter gezwungen, sich mehr um einheimische Pflegerinnen und Pfleger zu bemühen.

Sprachenstreit

Speak Englisch!

Von Wolfgang Koydl — Schön und edel ist das Schulfranzösisch, doch leider total passé.

Es gibt einen ziemlich angejahrten Witz, in dem ein nicht besonders aufgeweckter ausländischer Tourist nach seiner Rückkehr in die Heimat die wunderbare Sprachenvielfalt der Schweiz besingt. «Stellt euch vor», schwärmt er. «In der Schweiz hat sogar jede Stadt einen deutschen, einen französischen und einen italienischen Namen – Luzern, Lausanne, Lugano.»

So schlecht ist es um die Kenntnisse der Schweizer in den jeweils anderen Landessprachen natürlich nicht bestellt. Dennoch wäre es wohl vermessen zu behaupten, dass Luzerner, Lausanner und Luganesen in der jeweils anderen Stadt frei und ungezwungen im fremden Idiom parlieren können. Nichts kommt holpriger über die Lippen als eine in der Schule gelernte Sprache: Bei jeder mühsam hervorgeholten Endung, bei jedem Fall und jedem Artikel steuert das Gehirn peinliche Erinnerungen an Vokabelabfragen oder Grammatiktests bei.

Niemand weiss das besser als die Schweizer, die sich aus Gründen der Staatsräson in der Schule mit *subjunctif*, Vorvergangenheit oder gar gleich mit *trapassato remoto* herumschlagen müssen. Das Ziel, dass Romands, Tessiner und Deutschschweizer in einem disparaten Staatswesen einander verstehen sollen, ist edel – und völlig überholt. Denn in der Praxis kommunizieren die Eidgenossen eben nicht polyglott. Stattdessen schweigen sie sich an – in drei verschiedenen Sprachen.

Die immer wieder neu aufflammende und erhitzt geführte Debatte, ob man an Primarschulen zuerst Französisch beziehungsweise Deutsch oder vielleicht doch lieber gleich Englisch unterrichten soll, geht denn auch sowohl am Kern der Sache als auch an der Realität vorbei. Sprachen mögen zwar Vehikel für nationale Identität und Kultur sein; in erster Linie dienen sie jedoch ganz pragmatisch der Kommunikation. Was nützt es mir, wenn ich zwar ein «Bonjour» hervorwürgen kann, dann aber alsogleich verstummen muss. Wichtig ist doch, dass ich mit meinem Mitschweizer reden kann.

Die Bürger sind da bereits viel weiter als die Bildungs- und Sprachexperten: Sie weichen auf die Weltsprache Englisch aus, wenn sie Landsleute aus anderen Landesteilen treffen – so wie sie es auch mit dem polnischen Ehepaar am Campingplatz in Italien halten. Es wäre allen gedient, wenn sie diese Sprache ordentlich erlernten: ab der ersten Klasse.

Personenkontrolle

Imboden, Heiniger, Rhinow, Hug, Bürgisser, Blocher, Martin, Schwaller, Blocher, Freysinger

«Wo bleibt der offene Diskurs?», fragte Professor **Dieter Imboden** im Webmagazin *Journal 21*. Der ehemalige Präsident des Nationalen Forschungsrates klagte als Mitglied des Club Helvétique darüber, dass dessen Manifest zum 1. August kaum ein Echo auslöste: «Wie führt man einen für alle Seiten produktiven Diskurs mit einem Gegenüber, das schweigt und bestenfalls über inoffizielle Pfade seine Gegenargumente streut?» Einige Mitstreiter klatschten in den Kommentaren Beifall, so Ex-Fernsehmoderator **Ueli Heiniger** («*Merci beaucoup*. Genau») und alt Ständerat **René Rhinow** («Danke, aus-



«Wo bleibt der Diskurs?»: Professor Imboden.

gezeichnet!»). Einen Hinweis, in der *Weltwoche* vom 7. August erscheine eine ausführliche Replik auf das Manifest, gab der Verantwortliche, Ex-«Tagesschau»-Chef **Heiner Hug**, aber nicht frei. Und das Angebot, in der *Weltwoche* den gewünschten offenen Diskurs zu führen, stiess bisher beim diskursfreudigen Gegenüber auf Schweigen. (*sär*)

Der Zürcher Oberstaatsanwalt **Martin Bürgisser** wird mit seiner Hausdurchsuchung am 20. März 2012 bei **Christoph Blocher** in der Affäre Hildebrand nicht mehr froh. Vor kurzem entschied das Bundesgericht im Sinne Blochers, dass seine Korrespondenz zu Journalisten im Strafverfahren nicht verwertet werden darf. Ganze fünf Richter beugten sich über die Materie, was nur bei komplizierten oder umstrittenen Fällen üblich ist. Der Richterspruch hat interessante und amüsante Aspekte. Interessant ist, dass der journalistische Quellenschutz umfassend gestärkt wurde: Bei Strafuntersuchungen bleiben Journalistenkontakte vor der Staatsanwaltschaft geschützt. Interessant ist weiter, dass dieser Sieg der Pressefreiheit in den Medien weitgehend ungefeiert verhallte, was wohl dem involvierten Personenkreis geschuldet ist. Interessant ist ferner, dass das Bundesgericht den Entscheid des Zürcher Obergerichts



Nicht mehr froh: Oberstaatsanwalt Bürgisser.

umstiess. Dessen Zwangsmassnahmen-Abteilung, die unter der Leitung von Richter **Pierre Martin** (SP) steht, hatte der Entsiegelung des Computers und des Mobiltelefons mit den fraglichen Kontakten noch zugestimmt. Als Begründung hatte den Zürcher Obergerichtern eine einzige Habilitationsschrift genügt, deren Inhalt das Obergericht in sein Gegenteil verkehrt habe, denn die Ausführungen darin «können nicht so verstanden werden», dass damit «das Beschlagnahmeverbot auf die Redaktionsräume sowie die Privaträume und Effekten der Journalisten» beschränkt bleibe, so die Bundesrichter. Amüsant ist schliesslich, dass Blocher in dem Prozess auf einen alten Bekannten aus seiner Zeit als Justizminister traf: Artikel 264 Abs. 1 der Strafprozessordnung. Als Justizminister hatte er gegen den Antrag von Nationalrat **Urs Schwaller** (CVP) argumentiert, auf welchen die schliesslich so eindeutige Formulierung zurückgeht, was die Lausanner Richter mit hörbarer Freude erörterten. (*fsc*)

Mit einer Volksinitiative will die SVP das Landesrecht über das Völkerrecht stellen, weil sich Bundesrat und Bundesgericht immer wieder weigern, vom Volk angenommene Verfassungsbestimmungen umzusetzen. Dies kündete ein Quartett um **Christoph Blocher** am Dienstag den Medien an. Ein Journalist hielt dem ehemaligen Justizminister vor, seine Partei sperre sich ja auch gegen das Umsetzen von gutgeheissenen Verfassungsartikeln, so der Walliser Staatsrat **Oskar Freysinger** bei der Zweitwohnungsinitiative. Blocher grinste nur: «Freysinger hält sich einfach nicht an die Gesetzgebung», frotzelte er. «Er ist Walliser – er ist entschuldigt.» (*sär*)



«Ist entschuldigt»: Walliser Staatsrat Freysinger.

Nachruf



Tragikomischer Charakter: Robin Williams.

Robin Williams (1951–2014) — Er war ein Virtuose des verbalen Jazz, der sich mit Pointen und Volten hochtrudelte, abhob und losratterte wie ein Automat. Diese Fälle von komischem Redezwang funktionieren nur im amerikanischen Sprachgebrauch, und bei Williams, der das locker neunzig Minuten lang und improvisierend beherrschte, war eine latente Panik herauszuspüren. Er gehörte zu jenen Clowns, in denen zugleich der Bajazzo weint. Natürlich waren seine kommerziell erfolgreichsten Rollen jene, in denen er mit anarchischer Lust das Oberste zuunterst kehren konnte, wie in der Verkleidungsklamotte «Mrs. Doubtfire» als obsessives Kindermädchen, das nur dank einer Camouflage in der Nähe der eigenen Kinder bleiben kann. Besetzte man Williams allerdings gegen sein Rollenklischee des grimassierenden Kobolds, kamen die Abgründe unter der komischen Oberfläche hervor. Regisseure wie Peter Weir, Gus Van Sant oder Christopher Nolan erkannten das Potenzial. In Filmen wie «Dead Poets Society», «Good Will Hunting» oder «Insomnia» wurde der Maniac, den seine Fans am liebsten mit Volldampf in Mimik, Gestik und stimmlichem Aufwand agierend sehen wollen («Popeye»), ein tragikomischer Charakter. Williams wurde von Ängsten wie von Furien gejagt, war alkohol- und kokain-süchtig, mehrere Male im Entzug. Als die Rollenangebote auszubleiben begannen, versuchte er es wieder beim Fernsehen in der Sitcom «The Crazy Ones»; doch nach einer Staffel wurde sie wieder abgesetzt. Dafür war eine Fortsetzung von «Mrs. Doubtfire» geplant. Laut Behörden soll er sich das Leben genommen haben. *Wolfram Knorr*

Weltliche Verklärung

Von Hans Ulrich Gumbrecht — Sein Leben strahlt gelassene Normalität aus, doch Roger Federer hat die Sportwelt verändert. Jetzt kann er am US Open weitere Rekorde brechen. Wie aber lässt sich erklären, dass eigentlich gar nichts mehr davon abhängt, ob er dieses Turnier gewinnt?

Am 25. August beginnt das US Open als letztes Grand-Slam-Turnier des Jahres. Roger Federer gehört auch diesmal zu den Favoriten, und sollte er gewinnen, dann hätte der erfolgreichste Tennisspieler aller Zeiten zwei weitere Rekorde gebrochen: Er liesse mit dem sechsten Sieg in New York die Fünffachsieger Pete Sampras und Jimmy Connors hinter sich; vor allem aber wäre er der erste über 32 Jahre alte Grand-Slam-Gewinner, seit Ken Rosewall 1972 beim Australian Open gewann. Zu sagen, dass ihm die Tennisbegeisterten weltweit den neuen Titel wünschen, ist eigenartig selbstverständlich. Die bei ganz grossen Sportlern in Federers Alter einsetzenden Diskussionen, ob er – und wann er denn – «im Zenit des Erfolgs» seine Karriere beenden soll, bleiben ebenso eigenartig verhalten. Er ist «King Roger» (keinen aktiven Athleten seit Pelé hat man «König» genannt), und für wahre Könige gelten keine oder nur ganz andere Gesetze. Doch was sind diese Gesetze? Wie lässt sich das im wörtlichen Sinn eigenartige Federer-Phänomen analysieren, dessen Konsequenzen uns so plausibel sind? Wie kann man das erklären, dass eigentlich nichts mehr davon abhängt, ob er das US Open gewinnt?

Licht und Körper

Vor acht Jahren veröffentlichte der junge (inzwischen verstorbene) amerikanische Literat David Foster Wallace einen längst berühmt gewordenen Essay mit dem Titel «Federer as Religious Experience». Viele andere Autoren haben seither beschrieben, wie Federers Spiel sie dazu inspirierte, an Über-Weltliches zu denken – etwa Christian Uetz in einem sehr schönen Buch und jüngst auch Roger Köppel in dieser Zeitschrift. Doch diese Assoziation der ganz grossen Sportler und Stars überhaupt mit Religion ist über das letzte Jahrhundert so gängig geworden, dass sie weniger spezifisch wirkt als die Faszination von Roger Federer.

Für Foster Wallace war er zugleich «Körper» und «Licht,» worin eine Anspielung auf das Theologem der «Verklärung» lag, vor allem auf jene Stellen aus drei Evangelien, wo Jesus vor seinen Jüngern von einem Licht durchstrahlt erscheint, das die Existenz Gottes auf der Welt zur Gegenwart machen soll. Dabei ist es schwer, genau zu sagen, wodurch sich Federers Spiel auszeichnet. Gewiss, seine Vorhand wirkt noch kraftvoller als die Rückhand, aber vor allem ist er jener Allroundspieler, der in allen Tennisdimensionen überragt und auf allen Belägen – ohne in dieser Harmonie aufzu-

gehen. Denn seine einmalig dichte Kompetenz, schreibt Foster Wallace, ist nur Voraussetzung für jene speziellen «Federer Moments», in denen er aus unmöglichen Situationen – im Fallen, mit dem Rücken zum Netz oder den Ball zwischen den Beinen treffend – entscheidende Punkte macht. Solche Augenblicke erleben wir als exzentrisch, faszinierend ohne Ende, Menschen-unmöglich.

Hinzu kommt, was man eigentlich das «Gegen-Prinzip» nennen müsste, nämlich die Vorbereitung eines am Ende unwiderstehlichen Balls über eine Sequenz von Schlägen, meist von der Grundlinie aus. In Interviews spricht Federer vom «Verstehen» einzelner Gegner, obwohl – empirisch gesehen – so etwas wie eine rationale Analyse angesichts der Spielgeschwindigkeit nicht im Bereich des Möglichen liegt. Solche «Planung» aber fordert die Gegner heraus, ihr bestes Tennis zu spielen, und so garan-

Federer hat aufgelöst, was dem Tennis sonst als eine primäre Aggressivität seine Energie gibt.

tiert sie ästhetisch derart hochstehende Spiele, dass die Frage, wer siegt oder verliert, oft sekundär wird.

Viele Tenniskenner sind etwa überzeugt, dass Federers grösster Match der Wimbledon-Final 2008 war – den er gegen Rafael Nadal verlor. Nach dem Wimbledon-Sieg in diesem Jahr dankte Novak Djokovic dafür, dass er «ihn habe gewinnen lassen» – und meinte den Satz wohl gar nicht ironisch. Im Hintergrund stand Federer, enttäuscht über seine Niederlage und lächelnd – wie ein König.

Er hat aufgelöst und überspielt, was dem Tennis sonst als eine primäre Aggressivität seine Energie gibt. Die historischen Anfänge des Spiels führen in mittelalterliche Klöster, wo Mönche einander besiegen wollten, indem sie einen Ball hart an ihrem Mitbruder vorbei durch ein Segment des Kreuzgangs warfen. Und tatsächlich wie beim Boxen liegt die Tennis-Grundsituation in einer direkten Konfrontation von Gegnern, deren Gesichtern anzusehen ist, dass sie einander vernichten wollen – bei aller möglichen Freundschaft ausserhalb des Spiels.

Federer hat aus dem Tennis-Agon ein Miteinander werden lassen. In dieser Hinsicht ist es bezeichnend, dass er nach der Statistik der Siege Djokovic knapp und Nadal sogar ganz deutlich

unterlegen ist – und doch als der unvergleichlich grössere Spieler gilt. Aus demselben Grund auch gibt es in dem berühmten Essay von David Foster Wallace eine Passage, die nicht überzeugend ist. Dort will der Autor nach Nietzsches berühmter Unterscheidung Rafael Nadal als «dionysisch» und Roger Federer als «apollinisch» einander gegenüberstellen. Aber Federer – und allein er – ist beides: dionysisch, exzentrisch, «nicht zu glauben» – in den «Federer-Momenten»; und apollinisch, vorausplattend, integrativ – wenn sein Spiel das Spiel der Gegner und den gemeinsamen Match besser macht. Und weder die exzentrischen Momente noch der Rahmen des alle verbessernden Spiels sind ohne wechselseitige Verfügung vorstellbar.

Gegenstrebigkeit

Aus dieser begrifflich paradoxalen, aber in ihrer konturierten Erscheinung geschlossenen Komplementarität und Gegenstrebigkeit entfaltet sich das «Federer-Phänomen» – und wir können seine Grundstruktur in immer neuen Dimensionen wiederentdecken. Bei jedem Training sieht Roger Federer ernst und gesammelt aus. Die neuen Bälle und die Schläger sind sauber in Plastikfolien verpackt, und seine Trainingspartner haben sich schon warm gespielt, wenn er auf den Platz kommt.

Doch kein anderer Grosser dieses Sports hat auch so viel Freude wie er, immer neue, manchmal kindliche Freude an der täglichen Arbeit. Federer ist nicht nur der einzige überragende Sportler heute, über den nie Skandalgeschichten geschrieben worden sind. Singulär macht ihn erst das Ausbleiben der hämischen Lust, überhaupt Stoff für solche Geschichten in seinem Leben zu entdecken. Er ist glücklich verheiratet, Vater von vier Zwillingen, und eine Zeitlang hat seine Frau als Managerin für ihn gearbeitet. Erst aus dieser gelassenen Ruhe erwachsen jene Momente auf dem Tenniscourt, die seine Zuschauer zu Schreien der Begeisterung hinreissen, weil sie gar nicht glauben könnten, was sie sehen, wenn es nicht – ungläubliche – Wirklichkeit wäre.

Symbolgehalt des jungen Schweizers

Federer ist Baselbieter, in vielerlei Hinsicht wirkt er wie die Symbolgestalt des jungen Schweizers von heute, und es käme ihm wohl nicht in den Sinn, mit anderen Mannschaften als dem FC Basel und der Nati zu fiebern oder sich als Kosmopoliten zu inszenieren. Doch



Dionysische Momente: Federer beim Vorhandspiel, Wimbledon 2014.

kein Sportler von heute ist – global tatsächlich – beliebter als er und erfolgreicher, auch finanziell. Fast lässt sich kein Produkt vorstellen, dessen Verkauf nicht von ihm als Werbefigur profitieren könnte. Schliesslich unterstützt Roger Federer mit ebenso intelligenter wie eleganter Grosszügigkeit eine Vielzahl humanitärer Institutionen, woraus sich zusammen mit all den anderen Rollen und Charakterzügen ein Profil der Vollkommenheit ergibt, das ihn eigentlich – in der Jugendsprache unserer Zeit – zu einem Nerd machen sollte. Doch es waren wohl sein unangestrebter Stil, die natürliche Normalität und die plötzlichen Momente lauten Lachens – zusammen mit der Wärme seines Lächelns –, die ihn stattdessen «King Roger» haben werden lassen, einen jungen König vieler Nationen und ohne sichtbare Feinde, an dem selbst seine Gegner wachsen.

So ist Roger Federer freilich nicht aufgewachsen. Als junger – und schon sehr talentierter – Spieler war er bekannt für Gesten unkontrollierter Frustration, Ausbrüche des Zorns und zerbrochene Rackets. Dann starb 2002, Federer war 21 Jahre alt, Peter Carter, sein zugleich strenger und verständnisvoller Trainer aus Australien. Roger Federers Tennis sank in die tiefste Krise seiner Karriere – doch im folgenden Jahr gewann er zum ersten Mal Wimbledon und war auf dem Weg zu jener Synthese aus exzentrisch-dionysischen Momenten und der apollinischen Schönheit des Spiels. Man kann – heute noch – dem Tennis von Federer kaum zusehen, ohne jenen Effekt der Verklärung zu erleben. Von göttlicher Inspiration sprechen viele Anhänger, oder vom Sichtbarwerden einer höheren Ordnung, die hinter den lauten Szenen unseres Alltags verborgen bleiben soll. Aber lässt sich Ver-

klärung nicht auch weltlich fassen – gerade weil ja Roger Federers Leben, aus dem sein unglaubliches Tennis entsteht, so eine schön gelassene Normalität hat? Er hilft uns vorzustellen, was Menschen-möglich sein könnte, obwohl wir es ohne die «Federer-Momente» nie geahnt hätten. Auf diese Weise hat er auch seinen Sport verändert, ganz unabhängig davon, wie viel Grand-Slam-Turniere er noch gewinnt. Heute könne sich das Spiel, sagte John McEnroe, das Federer zur Zeit des Serve-and-Volley zu erobern begann, in viele verschiedene Richtungen entwickeln, die noch vor eineinhalb Jahrzehnten blockiert schienen. Auch das ist eine Form von weltlicher Verklärung.

Hans Ulrich Gumbrecht ist Albert Guérard Professor in Literature an der Stanford University, USA, sowie Professeur attaché au Collège de France, Paris. Er hat auch philosophische Studien zum Sport verfasst.

Und die Hamas?

Von Henryk M. Broder — Offener Brief von Kulturschaffenden «zum Krieg in Gaza».



Der Boden der deutschen Geschichte, so hört und liest man es immer wieder, reiche bis nach Palästina. «Wir Deutschen» hätten aufgrund unserer Geschichte nicht nur

eine besondere Verantwortung gegenüber den Juden, sondern auch für die «Opfer der Opfer», also die Palästinenser. Hätten «wir» uns nicht an den Juden vergangen, gäbe es heute keinen Nahostkonflikt, könnten die Palästinenser in aller Ruhe ihre Felder bestellen, ohne von den Israelis schikaniert zu werden.

Diese Überlegung mag richtig oder falsch sein, sie treibt in jedem Falle seltsame Blüten. So hat vor zwei Wochen eine Gruppe von «Kulturschaffenden in Deutschland» einen «Offenen Brief zum Krieg in Gaza» veröffentlicht, der sich «an die Mitglieder des Deutschen Bundestages, an die deutschen Mitglieder des Europäischen Parlaments, an die deutsche Bundesregierung» richtet. Der Appell wurde inzwischen von 456 «Kulturschaffenden» unterschrieben, Schriftstellern (Ingo Schulze), Sängerinnen (Nina Hagen), Schauspielerinnen (Vera von Lehndorff) und vielen weiteren, die als Beruf Filmemacher, Musiker, Kulturwissenschaftler, Tänzer, Künstler, Übersetzer, Akademiker, Menschenrechtler, Familientherapeut, Sozialpädagoge, Rapper und DJ angeben. Die meisten sind eher in der zweiten und dritten Reihe des Kulturbetriebes aktiv, einer hat sich einen Namen als ehemaliger Informeller Mitarbeiter der Staatssicherheit der DDR gemacht.

Worum geht es den deutschen Kulturschaffenden in ihrem offenen Brief an die Politik?

«Wir können», schreiben sie, «nicht schweigen», wenn «die israelische Armee zum wiederholten Male in einer Grossoffensive die Bevölkerung Gazas angreift»; da dieser Angriff «im Rahmen einer engen deutsch-israelischen militärischen, politischen und kulturellen Zusammenarbeit» erfolgt, wäre es die Pflicht der deutschen Amtsträger, «sich für die elementaren Rechte und den Schutz auch der palästinensischen Bevölkerung einzusetzen!».

Die Hamas wird in dem offenen Brief nicht einmal erwähnt. Es gibt sie nicht. Die Israelis greifen «die Bevölkerung» an, einfach so, aus Spass an der Freud. Der Boden der deutschen Geschichte reicht in der Tat bis Palästina. Wie immer ist der Jud an allem schuld.

Vollbremsung im Kiesbett

Von Silvio Borner — Das Vorsichtsprinzip treibt den Staat dazu, Gefahren unbedingt vermeiden zu wollen. Oft wird eine Regulierung selber zum grössten Risiko.

Meine persönliche Mitarbeiterin hatte einen Vespa-Unfall, just als wir in meiner Summer School mit einer berühmten Gastprofessorin für Law and Economics aus New York die wichtige Unterscheidung zwischen Regulierungsversagen vom Typ 1 und 2 behandelten. Der amerikanische Jurist Richard Epstein hat dieses im Zusammenhang mit der Zulassung neuer Medikamente beschrieben. Die zuständige Behörde muss vorgängig alle Abklärungen treffen, um zukünftige Konsumenten vor Schäden zu bewahren.

Übersieht beispielsweise die amerikanische Food and Drug Administration dabei etwas und es kommt zu einem (meist tragischen) Schaden, dann hat sie einen Fehler vom Typ 1 zu verantworten. Die behördlich zugelassenen Medikamente sollen nahezu absolut sicher sein, und die Behörden fürchten sich vor Medikamentenskandalen wie der Teufel vor dem Weihwasser. Wir erinnern uns, wie jüngst in der Schweiz eine junge Frau wegen einer Anti-Baby-Pille einen nicht wiedergutzumachenden Schaden davontrug. Der Druck seitens der Öffentlichkeit auf maximale Sicherheit der zugelassenen Pharmaprodukte ist entsprechend gross. Fehler vom Typus 1 dürfen nicht passieren. Aber jedes wirksame Medikament hat halt auch gewisse Nebenwirkungen, die auf dem Beipackzettel zum Schutze der Hersteller vor Klagen so umfassend und detailliert beschrieben werden, dass man das besser nicht liest.

Aber worin besteht dann der Fehler vom Typ 2? Dieser beruht jetzt auf einer typisch ökonomischen Begründung. Je mehr wir alles vor der Zulassung überprüfen und abklären, desto länger dauert es, bis ein neues Medikament auf den Markt kommt. Einige fallen sogar ganz durch. Und diese Verzögerung oder Verhinderung der Zulassung hat nun eben Opportunitätskosten für all diejenigen Kranken zur Folge, denen das Medikament geholfen hätte. Das ist der Fehler des Typus 2, der sich in einem entgangenen Nutzen manifestiert.

Im Gegensatz zum Typ 1 ist der Fehler Nummer 2 aber nicht direkt beobachtbar. Er wird daher im Vergleich zum Fehler 1 unterschätzt. Oder anders gesagt: Je mehr die Behörden alles daransetzen, Fehler vom Typ 1 zu vermeiden, desto grösser werden die Kosten vom Typ 2. In der Hinsicht haben wir das Optimum wohl überschritten, weil die Angst vor Typ-1-Fehlern ex-

trem hoch ist und dem «Vorsichtsprinzip» (*precautionary principle*) zum Durchbruch verhilft. Und nicht nur im Bereich der Pharma, sondern flächendeckend gegenüber neuen Technologien. So sollen etwa im Bereich der Stromversorgung neue Gasförderungsmethoden (Fracking) oder auch Nuklearreaktoren der vierten Generation von vornherein verboten werden, ohne objektive Abklärungen abzuwarten.

Ohne Prüfung weniger Unfälle

Im Rückblick müssen wir feststellen, dass mit der heutigen Einstellung zur Vermeidung von Regulierungsfehlern vom Typ 1 der technische Fortschritt so nicht hätte stattfinden können. Oder andersherum: Die Verabsolutierungen des Vorsichtsprinzips bewirken wachsende Opportunitätskosten in Form von entgangenem Nutzen aus neuen Produkten oder Verfahren. Typ-1-Fehler sind trotzdem nie ganz auszuschliessen. Bei einer Gesamtbetrachtung

gälte es, die Sicherheit insgesamt zu optimieren und nicht den Fehlertyp 1 zu minimieren.

Was hat das nun mit dem Töffli-Unfall meiner Mitarbeiterin zu tun? Sehr viel, denn der Unfall wurde durch die praktische Fahrausbildung verursacht, die für jeden obligatorisch ist, der die Lizenz zum Motorradfahren erwerben will. Anlässlich der Fahrprüfung



musste die Kandidatin auf plötzliches und scharfes Kommando hin eine Vollbremsung vornehmen, und dies erst noch auf einem Kiesweg. Prompt stürzte sie, verletzte sich dabei und beschädigte ihre neue Vespa.

Die staatliche Prüfungsinstanz ist aber fein raus, weil die Probandin einen *waiver* unterschreiben musste, dass sie für alle Schäden während des Kurses selber verantwortlich sei. Das mag für Kajakfahrten über Wasserfälle oder *wingsuit flying* von Felsen richtig sein, aber nicht für eine obligatorische Fahrprüfung. Pikant dabei ist, dass meiner sich beschwerenden Mitarbeiterin die Auskunft erteilt wurde, das passiere in jedem vierten oder fünften Fall.

Ich würde hier von einer Perversion von Fehlertyp 1 sprechen. Die Prüfung der Verkehrssicherheit wird selbst zum grössten Risiko. Oder nochmals andersherum: Ohne Prüfung hätten wir weniger Unfälle! Mir wurde 1962 der Töff-Ausweis übrigens ohne Fahrstunden oder Prüfung zusammen mit dem Autoausweis «geschenkt».

Zurück im Irak

Von Hansrudolf Kamer — Die Amerikaner melden sich zurück im Irak. Die Krise um den Terror des «Islamischen Staates» zwingt selbst den unentschlossenen Präsidenten Obama zum Handeln.



Der Friedensnobelpreisträger 2009 hat Luftangriffe auf Stellungen der Kämpfer des Islamischen Staates im Irak angeordnet. Amerika beginnt wieder dort, wo es 2011 viel zu früh aufgehört hat – auf Befehl desselben Präsidenten, der immer wieder verkündete, die Flutwelle der Kriege weiche zurück. Barack Obama ist der vierte amerikanische Präsident, der in der Wiege der Zivilisation militärisch eingreift.

Was nun folgt, weiss niemand. Präsident Obama und die Mitglieder seiner Administration haben keine Strategie für den Irak und den Nahen Osten formuliert. Improvisation prägte den missglückten Einsatz in Libyen im Frühling 2011. Unschlüssigkeit bestimmte und bestimmt noch immer die Haltung gegenüber dem Krieg in Syrien.

Das hat inzwischen sogar Hillary Clinton gemerkt, die mitverantwortliche Aussenministerin der ersten Administration Obama. Sie kritisiert nun öffentlich ihren damaligen Chef. Chamäleonartiger Opportunismus charakterisiert die meisten Politiker, doch die Clintons spielen in einer eigenen Liga.

Was den Irak betrifft, so erklärte der ehemalige CIA-Chef und Erfinder der einst erfolgreichen politisch-militärischen Irak-Strategie David Petraeus, nun sei man gewissermassen die Luftwaffe der moribunden Regierung Maliki in Bagdad und spiele schiitischen Milizen und dem Iran in die Hände.

Genau dieser Maliki lässt in Bagdad Schützenpanzer auffahren, aber nicht gegen den Islamischen Staat (IS), sondern gegen seine innenpolitischen Gegner. In der Stunde der Not inszeniert er einen bizarren Machtkampf. Seine Partei wendet sich von ihm ab. Das Chaos ist perfekt.

Amerika ist also zurück im Irak und hat es schwer, sich zurechtzufinden. Der Präsident wird gehemmt durch seinen Verlust an Glaubwürdigkeit in der Syrien-Krise und frühere Äusserungen – noch im Januar hatte er den IS als Amateurtruppe verharmlost. Die milliardenschweren US-Nachrichtendienste hatten nicht viel Besseres liefern können.

Zunächst schickte er 300 Militärberater nach Bagdad – explizit ohne Kampfauftrag. Zu-

gleich versicherte er mehrmals, amerikanische Bodentruppen kämen keine zum Einsatz. Dem *mission creep* – der fast zwangsläufigen Ausweitung eines militärischen Engagements – will er die Spitze brechen. Zu spät und zu wenig – das ist das klassische Muster.

Der Präsident schielt auf die Kongresswahlen im November. Er muss irgendetwas tun, um ein sichtbares Desaster abzuwenden. Dieser Präsident ist immer innenpolitisch motiviert. Seine Ferien auf Martha's Vineyard unterbricht er nur zum Geldsammeln für den Wahlkampf.

Kein dummer Krieg

Der schiitische Regierungschef Maliki ist wohl einer der Gründe für den Kollaps der irakischen Armee und den erfolgreichen Blitzkrieg der IS-Verbände. Er ist aber nicht der Alleinschuldige. Die ganze politische Elite des Iraks – mit Ausnahme der Kurden – hat Schwierigkeiten mit der Demokratie. Nur eben: Seit dem Abzug der Truppen haben die Amerikaner kaum mehr politischen Einfluss.

Doch die Stunde der Politik schlägt erst nach dem Niederringen der IS-Terroristen, nicht vorher. Erst militärisches Vorgehen bereitet den Boden für eine politische Flurbereinigung. Die Kurden und die sunnitischen Stammesführer im Westirak arbeiten nur mit Bagdad zusammen, wenn sie vor dem IS geschützt werden.

Und die irakische Armee kämpft nur unter fähiger militärischer Führung – de facto amerikanischer.

Der Irakkrieg ist kein dummer Krieg, wie Obama meint. Das Zweistromland ist von eminenter strategischer Bedeutung, ein Anker für die Stabilität im ganzen Mittleren Osten. Der IS bedroht nicht nur den Irak und Syrien. Amerikanische und europäische Dschihadisten in ihren Reihen bedrohen auch den Westen. Ein Verbleib amerikanischer Truppen im Irak hätte positive Auswirkungen auf das Verhältnis zu Israel und Palästina, zum Iran, auf die Entwicklungen in Syrien und selbst auf die Russland-Politik gehabt.

Inzwischen hat Obama als Formel für Amerikas Auftritt in der Welt den minimalistischen Slogan gefunden: «Don't do stupid stuff.» Hillary Clinton meint dazu säuerlich, das sei nun wirklich kein Organisationsprinzip für eine erfolgreiche Aussenpolitik. So oder so, das Nichtstun hat Folgen.

Der Vergleich mit einem anderen Präsidenten ist aufschlussreich. Richard Nixon – sein Rücktritt im Schatten von Watergate fand vor vierzig Jahren statt – hatte von seinen demokratischen Vorgängern den Vietnamkrieg und die Aufgabe geerbt, das amerikanische Engagement zu beenden. Das gelang ihm mit einer hartnäckigen Vorwärtsstrategie, zu der die Öffnung gegenüber China gehörte.

Obama steht vor der Quadratur des Kreises. Sie ist per definitionem unmöglich. Er kann die wachsende Bedrohung durch den IS, die von seiner Administration nun wortreich beschrieben wird, nicht mit einem Abseitsstehen und Luftangriffen allein bekämpfen und den Irak sonst seinem Schicksal überlassen. Er müsste mehr tun.



«Don't do stupid stuff»: Premier Maliki (l.), Präsident Obama.

Ein Lob den Grenzen

Von Christoph Mörgeli

Noch immer ist die Zähmung des alten Menschen nicht gelungen. Und die Schaffung eines neuen Menschen bleibt ein illusorisches Projekt. Gewalt, Krieg, Habsucht und Neid gab es gestern, gibt es heute und wird es auch morgen geben. Um sich dagegen zu schützen, haben die Menschen Staaten geschaffen. Dazu bezahlen die Bürger Steuern. Ein Staat definiert sich durch Grenzen. Bringt man die Grenzen zum Verschwinden, lösen sich die Staaten auf wie ein Stück Zucker in der Teetasse.

Die nächsten Monate führen wegen bewaffneter ethnisch-religiöser Konflikte, Massenflicht, Wirtschaftsmigration und Seuchengefahr zu einer Renaissance der Grenzen. Gefragt sind nicht Fantasten, sondern Realisten. Diese wissen: Grenzen sind nicht einfach schlecht. Wer Kinder erzieht, muss ihnen Grenzen setzen. Grenzen weisen Verantwortung zu. Sie verpflichten zu konkreten Lösungen in einem überschaubaren, verkraftbaren Raum – statt zum grenzüberschreitenden, möglichst globalen Palaver über Gott und die Welt. Im Arbeits- wie im Privatleben mischen sich meist jene in die Bereiche der andern ein, die ihren eigenen Laden nicht im Griff haben.

Die EU-Übereinkunft von Schengen/Dublin wollte die Grenzen abschaffen. Der Vertrag ist grandios an der Lebenswirklichkeit gescheitert. Italien kann und will die Massimmigration nicht bewältigen. Die Schweiz ist heute faktisch Schengen/Dublin-Aussengrenze. Unsere Bevölkerung wird zu Recht bessere Grenzkontrollen fordern. Auch das tödliche Ebola-Virus aus Afrika lässt wirklichen Verantwortungsträgern keinen Handlungsspielraum.

Jeder Staat hat das Recht, den Zutritt in sein Gebiet zu regeln. In der Gegenwart – ebenso wie in der Vergangenheit. Nicht alle sind uns willkommen. Italiens Diktator Benito Mussolini wollte nach seinem Sturz in die Schweiz fliehen. Kurz vor der Grenze wurde der Hitler-Kumpan und Massenmörder erkannt und geschnappt. Die Schweizer Linke hätte ihm wohl grosszügig Asyl gewährt. Nicht aus humanitären, sondern aus politischen Gründen. Die *Berner Tagwacht*, das offizielle Publikationsorgan der SP Schweiz, schrieb noch am 26. Juli 1943 über Mussolini: «Ihm gebührt ein Platz in der Weltgeschichte, und das letzte Urteil wird ihm persönliche Sauberkeit, Tatkraft und eminente Fähigkeiten zubilligen. Ein politisches Genie von grosser dynamischer Kraft.»

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Sardinienbüchsen

Von Peter Bodenmann — Die erfolgreichen Armeen dieser Welt sind mit offenen Toyota-Pick-ups unterwegs – nicht so die Schweiz.



Militärischer Unverstand: Mercedes G 300 CDI 4x4.

Die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* wusste bereits 2011 zu berichten: «Der Toyota-Pritschenwagen ist die Kavallerie des kleinen Mannes. Und er ist ein Symbol für den asymmetrischen Krieg, in dem Rebellen mit einfachsten Mitteln westliche Hochtechnologie herausfordern.»

Jede zweite «Tagesschau» führt uns vor Augen: Alle siegreichen Armeen dieser Welt rasen im Kampf gegen die immer erfolgloseren Amerikaner mit offenen Pick-ups durch die Gegend. Neu inszenieren die Kämpfer des Isis sogar richtige Paraden mit militärisch aufgemotzten japanischen Geländewagen.

Niemand käme es in Libyen, im Irak, in Afghanistan oder anderswo nur im Traum in den Sinn, die eigenen Kämpfer in geschlossene Kastenwagen zu sperren.

Wer im Krieg schnell und erfolgreich sein will, muss blitzschnell rauf- und runterspringen können. Und notfalls jeden Gegner fahrend mit Maschinengewehren und Panzerfäusten unter Beschuss nehmen.

Erfolgreiche Kämpfer dürfen sich im Zeitalter von Drohnen und anderen ferngelenkten Waffen nie und nimmer selber einsperren.

Anders macht es einmal mehr die beste Armee der Welt. Ueli Maurer bestellt nächstens bei Mercedes nicht weniger als 3200 geschlossene Sardinienbüchsen vom Typ Mercedes G 300 CDI 4x4.

Mit diesen Geländewagen kann die Schweizer Armee künftig gleichzeitig 12 800 Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten etwas hin und her bewegen. Niemand im National- und Ständerat regte sich bisher medienwirksam über so viel militärischen Unverstand auf. Weil niemand – und dies zu Recht – an eine militärische Bedrohung der Schweiz glaubt. Sonst dürfte man diese tödlichen Sardinienbüchsen – zum Systempreis von überteuerten 130 000 Franken pro Blechgrab – nie und nimmer bestellen.

Wer in der Geschichte der Kriege zurückblättert, weiss: Vietcong und Nordvietnam gewannen gegen die Amerikaner, weil die DDR Ho Chi Minh und den seinen mehr als 2000 zuverlässige dezentrale Strom-Diesel-Aggregate geliefert hatte.

Wer heute gut 3200 Pick-ups für allenfalls denkbare Katastrophenfälle beschaffen will, müsste Fahrzeuge mit Plug-in-Technologie kaufen. Die vor Ort gleich auch als Generatoren dienen würden. Denn ohne Strom geht nichts.

Anstatt bei den Blochers Millionen von Lächerli für die Schweizer Soldaten zu kaufen, würde Ueli Maurer besser bei Parteifreund Walter Frey offene Toyota-Pick-ups der nächsten Generation bestellen. Damit dank selbstproduziertem Strom auch unseren Militärs nächstens ein Licht aufgeht.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Informanten und Intriganten

Von Kurt W. Zimmermann — Der Quellenschutz ist den Medien heilig. Doch er schützt Ehrenmänner genauso wie dunkle Figuren.

Nehmen wir an, ein Journalist kennt den Täter in einem schweren Fall von Entführung, Erpressung, Körperverletzung oder Betrug. Die Polizei kennt den Täter nicht.

Was tut nun der Journalist? Er schweigt. Er beruft sich auf den Quellenschutz.

Journalisten haben gegenüber dem Rest der Bevölkerung ein aussergewöhnliches Privileg. Auch wenn sie die Beteiligten eines Verbrechens kennen, dürfen sie gegenüber den Behörden das Zeugnis verweigern. Es greift der Quellenschutz.

Nur bei Kapitalverbrechen wie Mord, Vergewaltigung, Terrorismus und professionellem Drogenhandel sind auch Journalisten zur Aussage verpflichtet.

In der Affäre Hildebrand geht es nicht um Kapitalverbrechen. Die Zürcher Staatsanwaltschaft darf darum die beschlagnahmte Korrespondenz zwischen Christoph Blocher und einem *Weltwoche*-Journalisten nicht auswerten. Es gilt hier der Quellenschutz, entschied letzte Woche das Bundesgericht.

Die Medienbranche verteidigt ihr Privileg des Quellenschutzes stets vehement. Sie argumentiert gern auf hehrem staatspolitischem Niveau. Die Medien könnten ihre Funktion als Wächter der Demokratie nur ausüben, wenn es für ihre Informanten den Schutz der Anonymität gebe. Keine transparente Gesellschaft also ohne ihre anonymen Denunzianten.

Das Wort «Denunzianten» ist bewusst gewählt. Denn natürlich bewegen sich im Dunkelraum des Quellenschutzes allerlei dubiose Gestalten. Es geht ihnen nicht um die Vervollkommnung der Demokratie, sondern um niedere, persönliche Motive. Sie spielen den Medien Informationen zu, weil sie von Neid, Eifersucht und Arglist gegenüber Vorgesetzten und Amtsträgern getrieben sind.

Indem sie Interna ausplaudern, machen sie sich zwar strafbar. Sie verstossen gegen das Amtsgeheimnis. Das muss sie nicht kümmern, weil der Quellenschutz sie absichert. Die grosse Mehrheit der Informanten sind Intriganten.

Die Intriganten spielen dann der «Rundschau» einen internen Bericht zur Luzerner Polizeiaffäre zu. Sie beliefern den *Bund* mit Interna aus der Strafanstalt Thorberg. Sie versorgen das *Bündner Tagblatt* mit vertraulichen Papieren zum Verkauf der Therme Vals. Sie beliefern die *Schweiz am Sonntag* und den *Sonntagsblick* mit Dokumenten zum Fall «Carlos».

Die Intriganten sind für die Medienbranche unverzichtbar. Sie sind der Treibstoff der Enthüllungswirtschaft.



E-Mails nicht gelöscht: Ritzmann.

Nur manchmal hilft auch der Quellenschutz nicht weiter. Die intrigante Professorin Iris Ritzmann etwa, die dem *Tages-Anzeiger* den Fall Christoph Mörgeli zutrug, wurde angeklagt. Sie war zu blöd, den eigenen E-Mail-Verkehr zu löschen.

Nicht weiter hilft der Quellenschutz auch dort, wo das Gesetz überdehnt wird. Die *Basler Zeitung* etwa druckte eine Reportage über einen Cannabishändler, der freimütig über sein Geschäft und seine Kunden plauderte. Das fand nun selbst das Bundesgericht nicht mehr lustig. Es verurteilte das Blatt dazu, den Namen des Dealers zu nennen.

«Bundesrichter entschieden gegen die Medienfreiheit», empörte sich prompt der *Tages-Anzeiger*.

Nur einer Minderheit der Informanten geht es rein um die Sache. Sie wenden sich an die Medien, weil sie echte Missstände beseitigen wollen. Ein neues Beispiel ist der Korruptionsfall im Seco, den der *Tages-Anzeiger* publik machte. Ein historischer Fall sind Margrit Zopfi und Esther Wyler, die in der *Weltwoche* die Praktiken im Zürcher Sozialamt aufdeckten.

Weil auch die Medien wissen, dass nur wenige ihrer Informanten ausschliesslich lautere Interessen verfolgen, haben sie für diese Gruppe einen Ehrentitel eingeführt. Sie nennen sie Whistleblower.

Narzissen

Von Beatrice Schlag — Eine Frage, die viel erspart.

Narzisstische Männer sind für Frauen, wenn es um Beziehungen geht, die elendeste Plage der Gegenwart. Glauben Sie einer Expertin: Ich falle auf fast jeden herein. Sie sind charmante, meist humorvolle und intelligente Gesprächspartner. Der Mann, den man erfreut, hat sich etwas zum Leben überlegt. Leider fällt einem erst bei näherem Kennenlernen auf, dass er vor allem ein scharfer Beobachter ist, der genau weiss, wie man Menschen in den Sack stecken kann. Ernsthaft gestörte Narzissen sind unerträglich eingebildet, anmassend, chronisch untreu, aggressiv und lügen schneller, als sie denken können. Ihre Fähigkeit zu Mitgefühl hat in einem Stecknadelkopf Platz. In dieser Krassheit trifft Narzissismus zwar nur auf wenige Prozent der Bevölkerung zu. Aber auch mildere Narzissen brechen einem das Herz, weil so etwas wie Partnerschaft ihnen fremd ist. Aber wie gesagt: Wenn man das entdeckt, hat man sich meist schon verliebt. Und leidet folglich in der Hoffnung, er werde sich durch die Liebe verändern, völlig sinnlose Qualen, bevor man resigniert.



Überraschung

Das muss nicht länger sein. Letzte Woche veröffentlichte die Ohio State University eine Studie, die den 2000 Teilnehmern eine einzige Frage stellte: «Inwiefern würden Sie der Feststellung zustimmen, ein Narzisst zu sein?» Mitgeliefert wurde folgende Definition: «Das Wort Narzisst bedeutet egoistisch, selbstbezogen und eitel.» Die Teilnehmer wählten aus einer Skala zwischen 1 und 7 aus. Überraschendes Ergebnis: Die Selbsterkenntnis der Befragten zu ihrem Grad an Narzissismus stimmte fast haargenau mit den Ergebnissen überein, die anschliessend durch ausführliche Tests ermittelt wurden. «Narzissen», sagte der Studienleiter, «haben kein Problem, ihren Narzissismus zuzugeben. Sie glauben, Anrecht auf Sonderbehandlung zu haben, und denken nicht daran, das zu verheimlichen.» Natürlich erhebt die Studie keinen Anspruch auf diagnostische Differenziertheit zwischen verschiedenen Typen von Narzissen. Sie behauptet lediglich, wer zugebe, Narzisst zu sein, sei auch einer. Und eigentlich will man ja auf Anhieb auch nicht mehr wissen. Eine Frage genügt.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf eigentlich eine Muslimin das Kopftuch ablegen, wenn sie sich den Kopf kahlrasiert?

Anne Seiterle, Schaffhausen

Bei der islamischen Bedeckung der Frau wird im hiesigen Kontext nahezu immer vom «Kopftuch» gesprochen, was irreführend ist, da der arabische Fachbegriff aus dem Koran, «Dschilbab», eher Überwurf bedeutet. Dabei geht es um den ganzen Körper. Die Bedeckung gilt den weiblichen Reizen, den Konturen, also auch dem Brust- und Hüftbereich und nicht nur den Haaren. Eine Kahlrasur, die übrigens ohne notwendigen Grund nicht zulässig ist, hätte hinsichtlich der Bedeckungspflicht keine aufhebende Wirkung.

Nicolas Blanco,

Präsident des Islamischen Zentralrates Schweiz

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Diese Leute können nur ein Ziel haben, nämlich ein gutdotiertes Amt in Brüssel.» *Jean-Maurice Clerc*

Zu viel der Ehre für Rhinow und Nay!
Nr. 32 – «Die Schweiz als Karikatur»;
Markus Schär über den
Club Helvétique

Im Artikel über den ominösen, selbsternannten Club Helvétique wird behauptet, die beiden Club-Mitglieder René Rhinow, damals FDP-Ständerat, und Giuseppe Nay, damals CVP-Bundesrichter, hätten die neue Bundesverfassung von 1999 geprägt. Nein, so viel Gewicht und Einfluss in Bundesbern hatten die beiden in keiner Art und Weise. Zweifellos mag dieser sozialliberale Club Helvétique im Hintergrund auf die Lobby-Pauke gehämmert haben, das Sagen hatten aber andere. Die Verfassungsvorlage stammte vom Bundesrat, vertreten durch den politisch eher konservativ ausgerichteten EJPD-Vorsteher Arnold Koller. Im

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förlibuckstrasse 70, Postfach,
8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



www.stellen-anzeiger.ch

STELLEN-ANZEIGER
Das Schweizer-Jobportal

Parlament durchlief der Entwurf die 39-köpfige Verfassungskommission des Nationalrates, präsidiert von CVP-NR Joseph Deiss, dem späteren Bundesrat, sowie die 21-köpfige Parallelkommission des Ständerates, der auch ich angehört hatte. Diese war wohl von René Rhinow präsidiert worden, aber um mit einem Abänderungsantrag durchzukommen, brauchte es Mehrheiten in beiden Kommissionen und anschliessend dann auch noch in beiden Räten. Dass da zwei Einzelpersonen, die eine erst noch Nichtparlamentarier, die Fäden hätten ziehen können, gehört aus meiner Sicht ins Kapitel Utopie! Ansonsten ist der Artikel über den elitären Club sehr aufschlussreich. Sicher hat dieser abgehobene Elite-Clan mit seiner unentwegten «Verteufelung der SVP» einen gewissen Einfluss auf unseren Mainstream-Journalismus. Eine Mehrheit im Volk wird er aber nie erlangen!

*Maximilian Reimann, Nationalrat SVP,
Gipf-Oberfrick*

Überforderte Politiker

Nr. 32 – «Vorbild für die Welt»;
Wolfgang Koydl über den
Club Helvétique

Ich möchte mich beim Autor herzlich bedanken für seine stichhaltigen Kommentare zur Schweizer Demokratie, da diese mir völlig aus der Seele sprechen. Es ist verwerflich, wie sich bei uns hauptsächlich linke Kreise bemühen, die bewährten Werte unseres Systems abzutun, mit dem Ziel, den EU-Beitritt einer abgeschwächten Schweiz als Rettung darzustellen. Diese Leute können nur ein Ziel haben, nämlich ein gutdotiertes Amt in Brüssel. Dass die EU ein Fehlkonstrukt ist, wird immer mehr EU-Bürgern bewusst. Führende EU-Politiker versuchen dauernd von den Problemen abzulenken. Höhepunkt dieser Arroganz ist die Aussage des Herrn Gauck anlässlich eines Schweiz-Besuchs, dass das Volk nicht mitbestimmen sollte, da es bei den komplizierten Themen überfordert sei. Man darf sich nun zu Recht fragen, ob nicht eher die Politiker überfordert sind.

Jean-Maurice Clerc, Mägenwil

Nachteilige Folgen für die Wirtschaft

Nr. 32 – «Es kommt gut»; Editorial von Roger Köppel

In überzeugenden Argumenten legt der Autor dar, warum die EU unserem Wunsch nach Korrektur des Vertrages über die Personenfreizügigkeit entsprechen werde – wenn diese nach realistischen Gesichtspunkten entscheidet.

Aber gerade daran darf gezweifelt werden, wenn man die Ukraine-Politik der EU in den letzten Wochen und Monate verfolgt hat. Obwohl in der EU kaum ein Zweifel bestand, dass die zögerlich angedrohten Sanktionen für die EU wohl schädlicher sein würden als für die Russen, wurden diese mit nachteiligen Folgen für die allgemeine Wirtschaft und Konjunktur in Kraft gesetzt.

Walter Suter, Emmen

Es wird sich ein Kompromiss mit der EU finden – sie muss ja mit der Schweiz verhandeln. Das tönt wie Pfeifen im dunklen Wald, um sich selber Mut zu machen. Wir tun ja alles, um unser Image zu zementieren: Asylpolitik – nur Einfliegende sind genehm; keine Sanktionen gegen Russland – dafür Vermittlungsangebote; ungelöste Steuerstreite – trotzdem weiterträumen vom Steuergeheimnis. Dann der Clou – die Masseneinwanderung stoppen ohne Kompromiss. Schauen wir doch mal unsere Ausgangslage an. Junge Leute studieren Dinge, die kaum den Broterwerb sichern. Über Fünfzigjährige werden ausgemustert. Industrielle Produktion nimmt ab, Berater und Dienstleistungen nehmen zu. Welche Leute machen in Zukunft die Arbeit, welche unseren noch bestehenden Wohlstand sichern? Nichts ist schwieriger als Mentalitäten anzupassen, und es gelingt

nicht, ausgedrückte Zahnpasta wieder in die Tube zu bringen. Richtigerweise sagt also der Autor, dass wir selber das grösste Risiko sind. Also lasst uns an uns arbeiten, anstatt die Umgebung, von der wir «Unabhängige» abhängig sind, aus wahltechnischen Überlegungen unnötig mit angeblich unverhandelbaren Ansinnen zu trietzen.

Arnold Wyler, Uster

Missbrauchte Aids-Prävention

Nr. 32 – «Staatslust»;
Kommentar von
Rico Bandle

Der verschwenderische Umgang mit unseren Steuergeldern nimmt immer abstrusere, um nicht zu sagen: anmassendere Züge an. Die neuste Kampagne des Bundesamts für Gesundheit (BAG) darf allerdings nicht leichtfertig als blödsinnige Aktion belächelt, sondern muss als staatliche Einmischung in die Intimsphäre durchaus sehr ernst genommen werden. Dass ein lesbisches Pärchen in stossender Pose für den Gebrauch von Kondomen wirbt, ist kein amüsanter Malheur, aus dem sich das BAG umständlich herauszureden versucht, sondern ein unmissverständliches Indiz, das die eigentlichen Absichten enthüllt. Die Aids-Prävention wird dafür missbraucht, die Indoktrinierung der Bürger mit sexualpsy-

chologischen Ideologien zu kaschieren. Es geht darum, die vorbehaltlose Akzeptanz allerlei mitunter kurioser Formen der sexuellen Ausrichtung und Praktizierung zu erzwingen sowie die emotionslose und unverbindliche Ausübung der Sexualität als Konsumgut und Inbegriff der persönlichen Freiheit zu vermitteln. Wer in diesem Modetrend seinen erfüllenden Lebensstil findet, dem sei dies nicht verwehrt; aber bitte nicht staatlich gefördert.

Marco E. Weber, Tuttwil

Fliegen dank Schwenk

Nr. 32 – «Es braucht einen Hammer zuoberst»; Peter Keller über Pilatus-Präsident Oscar J. Schwenk

Was für ein herrlicher *old fashion*-Patron, dieser Oscar J. Schenk, was für Macher! Von diesen brauchten wir in der Schweiz mehr, und wir hätten proportional mit deren Anzahl weniger Probleme in diesem Land. Er stellt mit seinen Leuten (nicht Team) wirklich etwas Reales her. Hätte unsere Verwaltung die Finger mit im Spiel, würde jetzt noch diskutiert, ob der Flieger PC-24 oder doch besser PC-24/PC-24innen heissen soll. Aber dank Schenk fliegt er bereits.

Fritz Früh, Meisterschwanden



Mit Atupri brauchen Sie sich auch weiterhin keine Gedanken zu machen. Das **Firmen-Krankentaggeld** von Atupri bedeutet finanzielle Sicherheit, exakt budgetierbare Kosten, Top-Service und eine schlanke Administration. atupri.ch

Krankenkasse
atupri
Für eine vitale Schweiz.

Sind wir denn im falschen Film?

Die ukrainische Regierung lässt die eigene Bevölkerung bombardieren, Moskauer Lösungsvorschläge für den Konflikt mit den Separatisten im Osten verhallen ungehört. Höchste Zeit, aus dem Schwarzweisschema auszubrechen. *Von Wolfgang Koydl*

Es ist schon erstaunlich, wozu man sich als Nato-Generalsekretär neuerdings hergeben muss. Vor ein paar Tagen erst musste der Chef des westlichen Verteidigungsbündnisses, das sich ja auch als Wertegemeinschaft betrachtet, einer Regierung die Aufwartung machen, die gerade dabei ist, in einer Millionenstadt mit Artillerie und Luftwaffe die eigene Bevölkerung zu bombardieren. Natürlich hat die Regierung diese Schandtaten bestritten, trotz recht eindeutiger Fotobelege, die das Gegenteil zeigen. Aber das Leugnen gehört wohl dazu. Das war auch beim Regime von Baschar al-Assad nicht anders.

Nato-Chef Anders Fogh Rasmussen war freilich nicht nach Damaskus gereist, sondern nach Kiew, wo sich der ukrainische Staatspräsident Petro Poroschenko anschickt, den Widerstand der prorussischen Separatisten in Donezk auf Teufel komm raus niederzukartätschen – notfalls auch um den Preis, den russischsprechenden Teil der Bevölkerung auf Dauer zu entfremden und gegen sich aufzubringen. Wie er die Wunden, die er nun schlägt, je wieder heilen will, ist sein Geheimnis. Mag sein, dass er es gar nicht vorhat.

Präsident in Kampfmontur

Mit der von ihm hergestellten Schokolade verbindet den Oligarchen Poroschenko die Eigenschaft, dass auch er sich problemlos – ob Vanille oder Chili – an nahezu jedes Aroma anschmiegt. Seit der Unabhängigkeit seines Landes hat er sich denn auch mit so gut wie jeder politischen Richtung verbündet – mal mit dem Westler Wiktor Juschtschenko, mal mit dem Russenfreund Wiktor Janukowitsch. In seiner vorläufig letzten Transformation gibt er nun den Patrioten und zu allem entschlossenen Kriegsherrn: In gescheckter Kampfmontur, den Finger am Abzug eines Maschinengewehrs, posiert er im Geschützturm eines Schützenpanzers. Runde um Runde feuerte er ab, mit augenscheinlich grossem Gusto.

Man reibt sich die Augen, und man wundert sich, ob man denn überhaupt noch im richtigen Film sitzt. Sind denn die Rollen nicht klar verteilt: Kriegstreiber ist Kremlchef Wladimir Putin, Kriegopfer ist die Ukraine. Daher sieht man die Bilder, die Poroschenko beim Kriegsspiel zeigen, in westlichen Medien nicht. Sie würden nicht ins Narrativ passen.

Nun stimmt es zwar, dass auch Moskau mit Waffen und Bewaffneten den Konflikt in der Ostukraine am Köcheln hält. Aber Angriffe auf die Zivilbevölkerung und die Vertreibung von

Hunderttausenden aus ihren Wohnungen kann man Putin nicht vorwerfen. Die knapp 21000 Soldaten, die Russland an der Grenze zusammengezogen hat, würde jeder Staat anbieten, in dessen unmittelbarer Nachbarschaft ein heisser Konflikt ausgetragen wird. Für eine Invasion reicht dieses Aufgebot indes nicht.

Viel interessanter, aber seltener gestellt ist hingegen die Frage, wie aus der schlechtausgebildeten und -bewaffneten ukrainischen Tölpeltruppe so schnell eine schlagkräftige Profi-



Talent zum Überleben: Präsident Wladimir Putin.

Armee werden konnte. Dabei ist die Antwort einfach: Die Amerikaner lassen ihre neuen Freunde nicht im Stich. Die *New York Times* deutete vor kurzem an, dass das Pentagon taktische Daten über die Positionen prorussischer Kräfte den ukrainischen Einheiten übermitteln könnte. Eine enge Zusammenarbeit der Geheimdienste Washingtons und Kiews ist spätestens seit der Kiew-Reise von CIA-Chef John Brennan im April ein offenes Geheimnis. Auch diese Visite hatte, so wie der ebenfalls von den USA angeordnete Kurztrip Rasmussens, nur ein Ziel: Moskau in die Schranken zu weisen.

Handfeste militärische Unterstützung für Moskaus Gegner hat in den Vereinigten Staaten ohnehin Tradition. Auf dem Höhepunkt des russisch-georgischen Krieges flog die amerikanische Luftwaffe im August 2008 im Irak stationierte georgische Truppen nach Tiflis, damit sie rascher nach Südossetien und Abchasien an die Front verlegt werden konnten. Im Westen weiss man gar nichts von diesem Freundschafts-

dienst; in Moskau ist der Affront bis heute nicht vergessen.

Konvergenz in Sicherheitsfragen

Aber auch die Europäische Union, Friedensprojekt und Friedensnobelpreisträger in einem, hat von Anfang an auch militärische Aspekte in der Ukraine festgeklopft. Mehrere Artikel des Assoziierungsabkommens beschäftigen sich ausdrücklich mit der «Konvergenz» in Sicherheitsfragen, der Vertiefung militärischer Zusammenarbeit sowie der «immer tieferen Einbeziehung» der Ukraine in die europäische Sicherheitsarchitektur. Und wie, wenn nicht als implizite Drohung, muss man mit russischen Augen Artikel vier, Absatz zwei des Abkommens lesen? Darin wird «gemeinsames Krisenmanagement» bei der Behandlung «regionaler Herausforderungen und Schlüsselbedrohungen» vereinbart. Das kann sich nur gegen Russland richten.

Nun also ist der Krieg da, den niemand wollte, den man aber im Westen allem Anschein nach billigend in Kauf nahm – solange keine eigenen Soldaten den Kopf hinhalten müssen. Tatsächlich ist es so, dass heute Poroschenko den Krieg dringender braucht als Putin. Kiew muss vertuschen, in welcher katastrophalen Lage sich das Land befindet. Von den einst angemahnten und wiederholt versprochenen Reformen ist nichts zu sehen, ja noch nicht einmal mehr etwas zu hören. Anstatt, um nur das wichtigste Beispiel zu nennen, das Grundübel der wuchernden Korruption anzupacken, inszenierten die neuen Machthaber lieber eine von persönlichen Eitelkeiten inspirierte Regierungskrise, an deren Ende – Wunder über Wunder – alles wieder so war wie am Anfang. Aus den Parlamentswahlen im Oktober dürften radikale Kräfte gestärkt hervorgehen.

Denn zusammen mit der Arbeitslosigkeit steigen überall im Land die sozialen Spannungen. Fast die Hälfte aller Staatsbediensteten hat die Kündigung erhalten, der Rest muss zusehen, wie er mit brutal gekürzten Löhnen über die Runden kommt. Die neuen Oligarchen rings um die Millionäre Poroschenko und Premierminister Arsenij Jazenjuk erinnern fatal an die alten Ausbeuter-Milliardäre um Janukowitsch und Julia Timoschenko. Derweil stösst die Mobilisierung von Reservisten vermehrt auf Widerstand in der Bevölkerung, sogar in der normalerweise nationalistisch gepolten Westukraine. Vor kurzem wurde dann auch noch in allen Landesteilen bis auf weiteres das



Runde um Runde : Der ukrainische Präsident Petro Poroschenko.

heisse Wasser abgestellt – ein Vorgeschmack auf einen frostigen Winter, in dem dann auch die Heizkörper kalt bleiben.

Eine militärische Niederlage der prorussischen Separatisten – und damit indirekt auch von Wladimir Putin – liegt allein schon deshalb im Interesse des Westens, weil dieser eigentlich weiss, dass Sanktionen Russland nicht in die Knie zwingen werden. Nicht nur, weil in einer vernetzten Wirtschaftswelt jede Strafmassnahme irgendwie auch auf ihren Urheber zurückschlägt, sondern auch deshalb, weil Russen Entbehrungen leichter wegstecken als westliche Wohlstandsgesellschaften.

Die «Kakerlake der Volkswirtschaften» nannten Clifford Gaddy und Barry Ickes vom Washingtoner Think-Tank Brookings denn auch recht anschaulich die russische Ökonomie. So wie die ekligen Insekten sei auch sie «primitiv und auf vielerlei Weise unelegant, dafür aber bemerkenswert befähigt, unter den widrigsten und unterschiedlichsten Bedingungen zu überleben».

Noch nicht einmal das Kalkül Washingtons dürfte aufgehen, Russlands Oligarchen so sehr mit Strafmassnahmen zu piesacken, dass sie sich gegen Putin verschwören und ihn womöglich gar stürzen könnten. «Obschon die wirt-

schaftliche Isolierung die Business-Elite treffen kann, wird sie darin dennoch keinen hinreichenden Grund sehen, sich gegen Putin zu wenden», schrieb Wladislaw Inosemzew, der Direktor des Moskauer Zentrums für postin-

Wie konnte aus der ukrainischen Töpeltruppe so schnell eine schlagkräftige Armee werden?

dustrielle Studien. Im selben Masse, in dem ausländische Banken russischen Unternehmen kein Geld mehr liehen, so der Wirtschaftswissenschaftler, würden diese von staatlichen Krediten – und damit von Putin – abhängiger.

USA streben Machtwechsel in Moskau an

In Russland ist man ohnehin schon lange davon überzeugt, dass es den USA gar nicht mehr in erster Linie um die Ukraine geht. Washingtons Ziel sei unverhüllt «regime change»: ein Machtwechsel in Moskau. Als Minimalziel soll Putin so weit geschwächt werden, dass er unfähig ist, aussenpolitisch zu agieren – ein zweiter Boris Jelzin also, nur diesmal nüchtern und nicht ständig betrunken. Nicht weniger wichtig ist den USA das internationale Gasgeschäft. Die

Fracking-Nation Amerika drängt auf den Weltmarkt, wo derzeit noch Russland den Ton angibt und langfristige Lieferverträge abgeschlossen hat.

Die Europäer wiederum haben das Heft aus der Hand gegeben. Sie fallen Amerika und seinem harten Kurs nicht mehr in den Arm. Rasmussens Besuch in Kiew war nur das jüngste Beispiel: Der Trip war überflüssig und dumm, weil damit bewusst Öl in die Flammen gegossen wurde. Die Entscheidung dafür fiel in Washington – ohne Absprache mit den europäischen Verbündeten.

Die können mittlerweile noch nicht einmal mehr zwischen der Ukraine und Russland vermitteln. Sie sind Partei, weil sie sich von Anfang an auf die Seite der Ukraine geschlagen haben. Pläne, Vorschläge, Konzepte gar für Verhandlungen oder politische Lösungen sind aus Berlin, Paris oder Brüssel jedenfalls nicht zu vernehmen.

Die letzten Ideen für einen möglichen Kompromiss kamen übrigens aus Moskau: ein Minderheitenstatut, grössere Autonomie für die einzelnen Regionen – alles vernünftig, alles logisch. Der Westen freilich lehnte die Vorschläge noch nicht einmal ab. Er ignorierte sie einfach. Stattdessen sprachen die Waffen. ○

Festspiellaune, Bombentrichter

Die Staatengemeinschaft taumelt von Krise zu Krise. Statt in Politik und Diplomatie üben sich die Verantwortlichen in Sanktionen und Eskalation. Stolpert die Welt in einen Krieg wie vor 100 Jahren? Während die Welt brennt, vergnügen sich Politiker an Festspielorten. *Von Michael Stürmer*

Sanktionen sind nicht Krieg, Frieden aber sind sie auch nicht. Wenn sich Staatskunst und Krisenmanagement darin erschöpfen, wie es seit einigen Monaten geschieht, die Eskalationsschaukel immer höher zu treiben, dann stehen böse Zeiten bevor.

Wann ist genug genug? Wer Sanktionen ins Spiel bringt, darf nie vergessen, dass sie, wie Militäreinsatz, nur Mittel sind zum Zweck, niemals Selbstzweck. Ziel und Mittel müssen zusammenstimmen. Sanktionen, wie sie jetzt im Schwange sind, stören Welthandel und Globalisierung, bringen Verluste und Misstrauen zwischen den Protagonisten.

Sie überdehnen aber auch den Konsensus – von Harmonie ist längst nicht mehr die Rede – innerhalb der westlichen Allianz bis zum Bruchpunkt. Die USA ziehen in die eine Richtung, Russland verdiene *punishment*, den «Lümmel in der letzten Reihe» müsse man Mores lehren, und überhaupt sei Russland nur eine Regionalmacht. Deutschland, dem Brennpunkt der Krise im östlichen Europa ungleich näher gelegen und mit 6200 Industrieadressen in Moskau vertreten, bangend um die brüchige Konjunktur, das verlässliche Ostgeschäft und allenfalls halben Herzens für die Sanktionen, zieht in die Gegenrichtung.

Schmerzhaftes Lektionen über Sicherheit

Hat man nicht in den Zeiten des Kalten Krieges die gentscherische Doppeldeutigkeit gelernt, dass «Abschreckung und Entspannung» zusammengehören und um des Überlebens willen einander bedingen? Es war die Grundformel des Harmel-Berichts von 1967, aus deren Widerspruch der Westen lernte, mit der Bombe zu leben: der eigenen wie der sowjetischen. Aus Krisen und knapp vermiedenen Katastrophen lernte der Westen, ähnlich wie die Russen, schmerzhaftes Lektionen über Sicherheit im Atomzeitalter, die eigene und die des Gegners, und dass sie unteilbar ist.

Sind solche Lektionen vergessen, zusammen mit der Staatskunst, die in der Doppelkrise um Berlin und Kuba 1958 bis 1962 die Welt vor dem nuklearen Feuer bewahrte und dann, getrieben durch Furcht, Vernunft und Realpolitik, eine hochkomplexe Sicherheitsarchitektur entwarf? Sie machte den fortbestehenden Systemgegensatz erträglich, hielt mit den Exportverboten der Cocom-Liste (Nato) den Ostblock von Hightech einigermaßen fern, baute aber im Übrigen mit dem Gas-Röhren-Geschäft seit den 1970er Jahren Brücken der Vernunft und



Jubeln oder taumeln? Bundeskanzlerin Angela Merkel mit Gatte Joachim in Bayreuth.

der geschäftlichen Balance – vor allem festigte diese Sicherheitsarchitektur den langen nuklearen Frieden.

Der Kalte Krieg war nicht das Ende der Geschichte. Die Weltordnung jener vergangenen Epoche war global, nuklear und bipolar. Fehler waren verboten – bei Strafe des Untergangs. Was ist davon an Weisheit geblieben? An Gesichtswahrung der Protagonisten? An sicherheits- und vertrauensbildenden Massnahmen? Nichts ist mehr verlässlich. Die Welt taumelt im Experimentalmodus. Die Menschen ahnen, dass der Frieden brüchig ist und der Krieg von niedriger Intensität zum neuen Ernstfall werden kann.

Die Börsen in ganz Europa, eingeschlossen Moskau und St. Petersburg, beginnen zu ahnen, dass die politische Kontrolle verloren geht, dass aus Treibern der Krise Getriebene werden, und flüchten, als ob das, wenn es ernst wird, helfen könnte, in Staatsanleihen, vorzugsweise deutsche und amerikanische. Grosse europäische Konzerne prüfen ihre russischen Engagements, zählen wachsende Verluste und fürchten, wenn sie sich in Moskau blicken lassen, den Firmenjet in Scheremetjevo parken oder der amerikanischen National Security Agency (NSA) unangenehm auffallen, amerikanischen Unwillen. Der kann ge-

gebenenfalls via *extra-territorial legislation* sehr kostspielig werden.

Die Geschichte bietet wenig Trost. Wie labil und krisenschwanger die Lage im Sommer 2014 tatsächlich ist, wird von der verbreiteten Ferien- und Festspielaktivität verdeckt und verdrängt. Erinnerungen werden wach an 1914 und die Politiker des Grossen Krieges, der zum Weltkrieg wurde, allesamt mittleren Masses, eher vernünftig als böswillig, aber in ihren Horizonten beschränkt. Sie alle, jeder für sich und alle zusammen, hatten gute Gründe, auf die Krise zu setzen, bis es zu spät war: «In Europa gehen die Lichter aus», sagte der britische Aussenminister Sir Edward Grey, der gleichzeitig zum Krieg trieb, «und zu unseren Lebzeiten werden wir sie nicht wieder leuchten sehen.» Schlafwandler ist das Wort für 1914. Gilt das auch ein Jahrhundert danach? Konferenzdiplomatie, die doch in den Jahren zuvor immer wieder gute Dienste geleistet hatte, versagte 1914. Die Militärs konnten es nicht abwarten, ihr Können zu beweisen. Die Politik hatte zwar eine Ahnung, dass ein grosser Krieg in Revolutionen enden würde, aber von den revolutionären Umbrüchen in Technik, Wirtschaft, Politik und Mentalitäten, die industrieller Massenkrieg bringen musste, für Sieger und Besiegte, hatte niemand eine auch nur halbwegs authentische Vorstellung.

Putin profitiert vom neuen Antagonismus

Wie kann man sicher sein, dass heute alles ganz anders ist? Die Staatsführer mutiger, den Teufelskreis zu durchbrechen, und weiser in der Einschätzung, dass schon jetzt die Sanktionen ihren Erfindern wie ihren Adressaten schweren, in den Konsequenzen unüberschaubaren Schaden zufügen? Dass sie politische Folgen haben, die unberechenbar sind? Der Westen und Russland sprechen und agieren aneinander vorbei. Der Westen betreibt die Sanktionen, als ob es sich um kaufmännische Gewinn- und Verlustrechnung handele, wird damit aber Russland schwerlich zu Rückzügen zwingen. Denn Putin denkt in anderen, strategischen Dimensionen. Er sieht in den Sanktionen des Westens und der russischen Antwort ein Mittel, die Schrauben der Innenpolitik fester anzuziehen. Wenn das den Russen die Butter vom Brot nimmt, so sei es drum. Wenn die Modernisierung der maroden industriellen Infrastruktur erst einmal mangels westlicher, vor allem deutscher Zufuhren nicht stattfindet, so profitiert doch das System Putin vom neuen Ost-West-Antagonismus.

Es ist an der Zeit, die Krise vom Ende her zu durchdenken, einerseits in Begriffen des Worst Case, den es unter allen, wirklich allen Umständen zu vermeiden gilt, andererseits in Begriffen einer neuen Sicherheitsarchitektur, die Russland mehr und wirksamer einbezieht, als das nach 1990 der Fall war.

Es kann nicht Teil westlicher Politik sein, Russland in Chinas Machtschatten zu drängen.



Hochkomplexe Sicherheitsarchitektur: Kuba-Krise 1962.

Noch kann es Inbegriff westlicher Staatskunst sein, durch Sanktionen Globalisierung und Welthandel zu beschädigen, Wachstum zu bremsen und den Zusammenhalt der westlichen Allianz zu gefährden.

Dieser Tage haben Igor Iwanow, ehemals russischer Aussenminister, und Malcolm Rifkind, ehemals britischer Aussen- und Verteidigungs-

Es kann nicht Teil westlicher Politik sein, Russland in Chinas Machtschatten zu drängen.

minister, in einem gemeinsamen Artikel in der *New York Times* in ungewöhnlich ernsten Worten angemerkt, was gegen die Eskalation des Konflikts bis in militärische Konfrontation zu tun ist. Sie scheuen nicht das Wort «Atomkrieg». Was sie anraten, ist militärische Zurückhaltung und Abstandswahrung, auch Wiederbelebung der im Kalten Krieg entwickelten vertrauens- und sicherheitsbildenden Massnahmen, direkte Militär-zu-Militär-Beziehun-

gen, um die Angst vor einem Überraschungsangriff zu überwinden. Man muss wieder füreinander berechenbar werden. *Backchannel-Diplomatie* ist zu aktivieren. Rote Telefone sind zu nutzen – aber ohne dass die ganze Welt mithört.

Um aber einen neuen Rahmen zu finden, braucht es einen Friedenskongress ohne den Namen, wie die Helsinki-Konferenz 1975. Wichtigste Aufgabe sollte es sein, die unaufgeräumten Trümmer des Kalten Krieges zu ordnen und zu sichern – von der Krim bis zu Transnistrien und Georgien. Was den Staatsmännern des Wiener Kongresses vor zwei Jahrhunderten möglich war, kann den Dirigenten von heute nicht unmöglich sein. Die Alternative zu, wie es Hans-Dietrich Genscher tausendmal wiederholte, «Dialog und Zusammenarbeit» ist Konfrontation mit offenem Ende.

Gemeinsame Interessen überwiegen

Bleibt bei alledem eine Rolle für die Schweiz? Die guten Dienste und die dazugehörige Erfahrung werden mehr gebraucht als je zuvor. Es bewährt sich in der Krise, dass die Schweiz zu Nato wie EU auf Abstand achtet und nicht im Verdacht steht, eine eigene Agenda in den Weltkonflikten zu betreiben. Die Schweiz könnte dann Washington, Brüssel und Moskau daran erinnern, dass die gemeinsamen Interessen – von Afghanistan zum Nahen Osten, von Nonproliferation bis zum Klimawandel, vom Aufstieg Chinas nicht zu reden – die nicht gemeinsamen massiv und unübersehbar überwiegen.

Michael Stürmer: Historiker (*1938), Buchautor, ehemaliger Kanzlerberater und persönlich bekannt mit Russlands Staatschef Wladimir Putin.



Europa wird nicht schlottern

Macht Putin im Sanktionspoker die Gas-Waffe scharf? Europa scheint sich davor nicht zu fürchten. Protagonisten der Energiewende sehen sich durch die Ukraine-Krise bestätigt. Der Konflikt mit Russland könnte das Tempo in Richtung Energieeffizienz und erneuerbarer Energien forcieren. *Von Urs Gehriger*



«Der russische Griff auf den Gasmarkt lockert sich»: Gasförderanlage Orenburg nahe Kasachstan.

Die Zeit der reinen Symbolpolitik ist vorbei. Im Ukraine-Konflikt hat die EU Sanktionsstufe drei gezündet. Sie betrifft nicht mehr bloss Einzelpersonen, sondern ganze Branchen, darunter die Finanz- und die Ölförderindustrie Russlands. Die prompte Reaktion Moskaus klang ebenso unheilvoll wie vieldeutig: Die Sanktionen würden «zwangsläufig einen Anstieg der Preise auf dem europäischen Energiemarkt zur Folge haben», warnte das Aussenministerium.

Europas Energie kommt zu rund einem Drittel aus Russland. Was also, wenn Putin demnächst die Gas-Waffe scharf machen sollte? Indizien deuten darauf hin, dass solche Ängste überrissen sind. Gemäss Statistiken von Icap, dem weltweit grössten Inter-Dealer-Broker, sind die Preise für künftige Gaslieferungen auf dem britischen Markt, Europas liquidestem Handelsplatz für Gas, in den letzten zwölf Monaten um mehr als dreissig Prozent gefallen. Analysten führen die Preissenkung mitunter auf den milden Winter 2013/14 zurück, welcher den Bedarf an Gas drosselte und ermöglichte, Europas Gasspeicher aufzufüllen. Doch auch Änderungen auf dem Markt wirken sich preissenkend aus. Der europäische Gasmarkt beginne demjenigen der USA zu ähneln, wo sich der Gaspreis nicht mehr nach dem viel teureren Öl richte, sondern davon abhängt, was Käufer zu zahlen bereit seien, schreibt die *New York Times* und kommt zum Schluss: «Der russische Griff auf den Gasmarkt lockert sich.»

Während Putin kein Einlenken in der Ukraine-Krise signalisiert, hat Gazprom, eine der Haupteinkommensquellen der Regierung, bei den europäischen Verträgen Elastizität gezeigt. Soliess Eni, der italienische Erdöl- und Energiekonzern, Ende Mai wissen, dass er mit Gazprom ein Abkommen getroffen hat, gemäss dem er Gas um 15 bis 20 Prozent billiger kaufen kann. Als einen weiteren Grund für den Preisfall nennen Analysten Europas Drang in Richtung erneuerbare Energien. In der ersten Hälfte dieses Jahres kamen 28,5 Prozent des elektrischen Stroms in Deutschland aus erneuerbaren Ressourcen wie Wind- und Sonnenenergie – ein Plus von fast 4 Prozent im Vergleich zum Vorjahr. Grossbritannien gewann in derselben Periode fast 15 Prozent der Elektrizität aus erneuerbaren Quellen, was einem Anstieg von fast einem Drittel entspricht.

In der EU sieht man sich angesichts der Ukraine-Krise in der eigenen Energiepolitik bestärkt. Um die Abhängigkeit von Russland zu lindern, hat die EU-Kommission neben der Förderung von erneuerbaren Energien auf das grosse Potenzial der Energieeffizienz verwiesen. Dies setzt allerdings erhebliche Investitionen etwa in die Gebäudesanierung voraus, was die Effizienzziele strittig macht. Gemäss einem der Agentur Reuters vorliegenden Entwurf der EU-Kommission ist die EU jedoch auf einem guten Weg, die Einsparziele von 20 Prozent für 2020 zu erreichen.

Effizienz hin, Windfarmen und Sonnenkollektorfelder her – mittelfristig wird sich am Status quo nichts ändern: Europa wird auf Jahre hinaus am Tropf Russlands hängenbleiben. Doch auch Russland, dessen Wirtschaft trudelt, wird kaum bereit sein, die Pipelines nach Europa zu kappen. Mit einem solchen Schritt würde Moskau auch sich selber schaden, das Land ist langfristig auf Deviseneinkünfte aus dem europäischen Energiegeschäft angewiesen. Zudem weist die Entwicklung in den USA darauf hin, dass Russlands Einfluss auf die europäischen Energiemärkte eher abnimmt. Dank der Fracking-Revolution lassen sich in Nordamerika bisher unangetastete Gasvorkommen erschliessen, bis 2020 könnte das Land zum Nettoexporteur von Energie werden.

«Könnte Russland deutlich schwächen»

Substantielle Gaslieferungen nach Europa sind allerdings Zukunftsmusik, denn für den Transport über den Atlantik würde man viel mehr Verflüssigungsanlagen in den Häfen sowie Spezialschiffe brauchen. «Das kann nicht über Nacht passieren», so Heino Elfert, Herausgeber des *Energie-Informationsdienstes (EID)*, einer unabhängigen deutschen Fachpublikation. «Aber es könnte Russland deutlich schwächen.»

Der Einzige, der Europa auf die Gasleitung zu stehen droht, ist ausgerechnet sein Schützling Ukraine. Das Kiewer Parlament machte am Dienstag den Weg frei für Strafmassnahmen gegen Russland. Damit ist ein völliger Lieferstopp allerdings noch nicht beschlossene Sache. Auch der Sicherheitsrat des Landes muss der Sanktionsliste zustimmen. (Ob auch Gazprom darauf figuriert, war bis Redaktionsschluss unklar.) Mit einer Gasblockade würde sich die Ukraine primär selber schaden, verlöre das nahezu bankrotte Land doch drei Milliarden Dollar Transitgebühren. Für Europa wäre die Blockade zwar eine Pein, die Versorgung könnte aber durch Neuaushandlung von Lieferverträgen mit Russland oder via Ausweichroute (Nord Stream) gesichert werden.

Fazit: Jede Energieressource, die Europa selbst urbar macht, kann seine Hand stärken. In diesem Sinne sind erneuerbare Energien langfristig wichtige Karten im Energiepoker. Marcus Ferdinand, Analyst bei Point Carbon, einem Forschungsinstitut in Oslo, sieht die momentane Eiszeit deshalb als Chance. «Die Ukraine-Krise könnte als Weckruf für Europas Entscheidungsträger wirken, die Nutzung von erneuerbaren Energien zu steigern.» ○

**KOSTENLOSE FOREN:
35 INTERNATIONALE KEYNOTE SPEAKER**



Marketing spüren
LiveCom erleben
Online begreifen

**ZÜNDENDE IDEEN, TRENDS &
WIRKUNGSVOLLE UMSETZUNGEN**

Entdecken Sie die 360° vernetzte Marketingwelt an der grössten Schweizer Event- & Marketing-Messe mit kostenlosem Expertenprogramm & Top Keynote Speakern. Vom kreativen Mailing über interaktive 3D Kommunikation bis zur digitalen Arbeitswelt.

26. – 28. AUGUST 2014 | MESSE ZÜRICH
www.suisse-emex.ch

NEU
NICHT
VERPASSEN

**PERSÖNLICH
TALK**



Matthias Ackeret
Chefredaktor
Persönlich Verlags AG

im Gespräch mit:

27.08.2014, 15.00 – 15.45
Marketing Forum



Roger Köppel
Verleger und Chefredaktor
Weltwoche Verlags AG

EXECUTIVE EVENTS
Vom internationalen Keynote mit exklusivem Networking-Apéro bis zum Persönlich-Talk. Entscheidungsträger, Geschäftsführer und Marketingleiter sind herzlich eingeladen!
Weitere Informationen und Anmeldung unter: **www.suisse-emex.ch/executive-events**

Kulturkampf um den Ballenberg

Weltoffen und lässig oder abgeschottet hinterwäldlerisch: Der alte Kulturkampf hat den Ballenberg erreicht. Das Freilichtmuseum im Berner Oberland aber ist das falsche Schlachtfeld.

Von Wolfgang Koydl und Fabian Unternährer (Bilder)

Wer in die ideale Schweiz gelangen will, muss zunächst durch die reale Schweiz. Kein Weg führt an ihr vorbei, zumindest, wenn man den westlichen Eingang dieser idealisierten Eidgenossenschaft ansteuert, deren Name als Synonym für eine Art von süsslich-verkitschtem Heidiland Eingang in den schweizerischen Wortschatz gefunden hat: Ballenberg. Hier gibt es Ziegen, Alphütten und Bauernhöfe, inmitten eines Schweizer Postkartenidylls. Doch keinen Kilometer entfernt liegt die Real-Schweiz, wie sie niemand sehen will, wie sie aber überall zu besichtigen ist: seelenlos und zubetoniert.

Die Frage, wie real oder ideal die Ballenberg-Schweiz ist, treibt die Nation wieder einmal um, seitdem Katrin Rieder, die Direktorin des einzigen Freilichtmuseums des Landes, Knall auf Fall aus dem Amt schied. Diese Frage ist Teil einer eidgenössischen Dauerdebatte, die beim kleinsten Anlass aufflammt und immer wieder um dieselbe Frage kreist: Welche Schweiz soll's denn bitte sein? Eine weltoffene, lässig-liberale Kosmopoliten-Schweiz? Oder eine zipfelmützig-hinterwäldlerische Abschotter-Schweiz? Stadt oder Land, Street Parade oder Rütli-Feier.

Natürlich stimmt keines der beiden Bilder für sich alleine, denn die Seele der Schweiz setzt sich aus beiden Teilen zusammen. Deshalb ist jener Ortsteil von Brienz, der sich dem Ballenberg bis auf wenige hundert Meter nähert, eine heilsame Erinnerung, dass es in der Debatte um eine Wunschschweiz keine einfachen Wahrheiten gibt, weder auf der einen noch auf der anderen Seite des ideologischen Meinungsspektrums.

Wie ein unbequemes Abendkleid

Im äussersten Westen streift Brienz all seinen pittoresken See- und Gebirgs-Charme ab wie ein unbequemes Abendkleid und zeigt sich ungeschminkt in hässlichen Alltagsklamotten. Hier liegt ein Gewerbegebiet, wie es sie zu Hunderten zwischen Genf und St. Gallen, Basel und Bellinzona gibt: ein Getränkedepot und ein Bierlager, ein Bauunternehmen und eine Containersiedlung, graue Beton- und Metallwürfel, gedankenlos hingeworfen und aufgetürmt. Den einzigen Farbklecks bietet das Verwaltungsgebäude des Elektromotorenwerks Brienz, aber selbst dessen schmutziges Pink an der Fassade sieht aus, als ob es ein Magenkranker an einem besonders schlechten Tag angerührt hätte.

Kein Wunder, dass der Ballenberg da wie ein wunderbarer Ort der Zuflucht vor der uner-

freulichen Alltagsrealität erscheinen muss: Mehr als hundert verschiedene Gebäude vom Heuschöber bis zur Fabrikantenvilla, hingetupft auf 66 Hektar blühender Wiesen und lichtdurchfluteter, zauberhafter Mischwälder, das Ganze eingebettet zwischen Aare und Hasliberg wie ein Puppenstübchen in einem Diorama. Nicht alle finden das schön. «Das Freilichtmuseum Ballenberg zeigt eine Dorf gewordene Schweiz», ekelte sich stellvertretend der *Tages-Anzeiger*. «Das Kondensat einer heilen Welt, wie es sie nirgendwo im Land gibt und auch nie gegeben hat. Unsere Vorfahren lebten nicht nur in putzigen Holzriegelhäuschen inmitten satter Blumenwiesen, sie litten auch an Armut und Hunger.»

Gut möglich, dass der Autor zu jener geringen Zahl von Schweizern gehört, die noch nie in ihrem Leben den Ballenberg besucht haben. Aber vielleicht eignet sich das Museum gerade deshalb so trefflich als Symbol, weil es zur Schweiz gehört wie Raclette, Rivella und die Rigi. Vier von fünf Schweizern kennen den Namen, selbst wenn sie das Museum noch nie besucht haben. Viele Menschen können das so-

Vier von fünf Schweizern kennen den Namen, selbst wenn sie das Museum noch nie besucht haben.

wieso nicht sein: Allein im letzten Jahr zählte man eine Viertelmillion Gäste. «Jeder Schweizer kommt dreimal im Leben auf den Ballenberg», schmunzelt Norbert Schmid, der für das Marketing verantwortlich ist. «Einmal als Kind, einmal als Eltern mit den Kindern und einmal als Grosseltern mit den Enkeln.»

Vermutlich leistet diese familiäre Freizeitatmosphäre dem Trugschluss Vorschub, dass auf dem Ballenberg die Geschichte des Schweizer Bauerntums schöngeredet werden soll. Doch diese Behauptung kann eigentlich nur jemand aufstellen, der nur einen Prospekt des Ballenbergs überflogen hat. Es ist schon richtig, dass viele Schweizer in Holzriegelhäuschen lebten. Als putzig dürfte sie freilich nur ein Nachgeborener empfinden, der sie mit den Augen eines Immobilienkäufer auf Chalet-Suche betrachtet. Für die ursprünglichen Bewohner hingegen waren ihre Häuser in erster Linie unmenschlich eng, schmutzig und meist von erstickendem Rauch erfüllt. Ja, und auch arm und mitunter hungrig waren sie, denn auch die schönste Blumenwiese macht nicht satt.

«Das Klischee von der heilen Welt haftet allen Freilichtmuseen an», gesteht Jan Carstensen ein. Der Deutsche leitet ein Open-Air-Museum im westfälischen Detmold und steht dem Verband europäischer Freilichtmuseen vor. Spricht man mit ihm, drängt sich der Eindruck auf, dass diese Einrichtungen unter Hochmut und Herablassung herkömmlicher Museen und ihrer Direktoren leiden. Carstensen spricht seinerseits von den «Vitrinenleuten», die oft gar nicht abschätzen könnten, wie schwierig der Betrieb eines Museums unter freiem Himmel sei.

«Man kann ja kaum etwas ändern», sagt er. «Die hundert Häuser stehen einfach erst mal nur dumm in der Gegend rum. Querbürsten, was grundsätzlich Neues wagen, das ist nicht einfach.» Hinzu komme, dass sich der Besucher in einem Freilichtmuseum oft eher wie in einem Erlebnispark fühlt, weil die Exponate nicht in Schaukästen verschlossen sind und er deshalb mehr anfassen, buchstäblich «begreifen» kann. Jahrzehntelang, so Carstensen, habe man gegen das Image vom Themenpark angekämpft, in dem die Grenze zwischen Realität und Illusion verschwimmt. «Wenn man sich in eine verklärte Vergangenheit hineinträumen will, dann kann man tatsächlich die Realität ausblenden», räumt er ein. «Aber wer einmal in glühender Hitze einen staubigen Weg den Berg hinaufgekeucht ist zu einer windschiefen Bauernkate, der sieht keine heile Welt mehr.»

Gegen dieses falsche Image muss auch Ballenbergs Norbert Schmid ankämpfen, wobei seine Aufgabe wahrscheinlich besonders schwierig ist. «In der Schweiz ist der Begriff Ballenberg leider mancherorts immer noch ein negatives Synonym für Einfrieren, Bewahren, keine Entwicklung. Gerade bei Bauprojekten auf Gemeindeebene wird der Ballenberg immer wieder in diesem Zusammenhang genannt. Ich gebe es zu: Das gibt dann jeweils schon einen Stich ins Herz, aber wir leben gut damit in dem Bewusstsein, dass der Ballenberg ja alles andere als rückständig ist.»

Gerüchte und Spekulationen

Zum überraschenden Weggang an der Spitze des Museums will er sich ebenso wenig äussern wie die anderen Beschäftigten im Museum, ob sie nun Kutschen lenken oder Gruppen führen. Alle Beteiligten haben Stillschweigen vereinbart, was wohl gut gemeint war, aber Gerüchte und Spekulationen ins Kraut schießen lässt. Demnach ist der Ballenberg das vorläufig



Sie spricht Truthahn und Englisch: Touristenführerin Weissmüller.



«Alles andere als rückständig»: Leben auf dem Ballenberg.



Unfreiwilliger Brückenschlag: Ballenberg-Osteria.

jüngste Schlachtfeld im Kulturkampf zwischen Stadt und Land. Hier die «linke», aufgeklärte Historikerin Rieder, die im Museum die hässliche Realität zeigen wollte. Dort die Front reaktionärer Besitzstandswahrer aus dem Haslital, die im Ballenberg ein nationalistisches Propagandainstrument für eine perfekte Schweiz sehen, wie sie vor Globalisierung und Masseneinwanderung existiert habe.

«Retortenfolklore» zusammen mit dem dazugehörigen «Willen zur Abschottung findet in Zeiten der Globalisierung wieder vermehrt Anhänger», schwadronierte denn auch der *Tages-Anzeiger*. Die linke *WoZ* hob sittenstreng den moralisierenden Zeigefinger. Es gehe um die Frage, was die Schweiz sein wolle: «Ein Bauernstaat, in dem jeder für sich schaut und in dem man nur am Bundesfeiertag und wenn das Hochwasser kommt zusammenhält, oder eine Kulturnation, der es etwas wert ist, sich ernsthaft mit ihrer bäuerlichen Vergangenheit auseinanderzusetzen.»

Grosse Worte, doch Verena Weissmüller kann mit ihnen nicht viel anfangen. Seit Jahren schon führt die alte Dame Touristengruppen durchs Museum, und als einzige Führerin trägt sie nicht das obligatorische blaue T-Shirt, sondern eine traditionelle weinrote Berner Tracht. Heute hat sie Norweger im Schlepp, denn Verena Weissmüller spricht Englisch, mit deutlichem Berner Unterton. Ausserdem spricht sie Trutzhahn, wie sie lautstark demonstriert, als sie zwei feiste Hühnervögel animieren will, auf ihr Gekoller zu antworten. Alles für die Gäste.

Die Norweger nehmen es gelassen. Arne aus Bergen zeigt sich auch ohne Gesangeinlage beeindruckt. «Wir kennen die Schweiz ja als sehr reiches Land», sagt er, «da ist es schon erstaunlich zu sehen, in welcher Armut und wie bescheiden die Schweizer lange Zeit gelebt haben.»

Grausame Realität

Der Norweger sagt damit nur, was die überwiegende Mehrheit der Ballenberg-Besucher denkt – Ausländer ebenso wie Schweizer: Das Museum zeigt kein Idyll, sondern eine mitunter grausame Realität, die oft noch gar nicht so lange zurückliegt. So manche Grosseltern, die ihre Enkel durch die Anlage führen, haben selber noch in ähnlichen Häusern gelebt. So manche junge Eltern, die ihren Kindern den Ballenberg zum ersten Mal zeigen, können sich erinnern, wie sie beim Urlaub beim Grosi ein Stück Süssholz anstelle eines Buble gums kauten oder beim Heuen mit der Holzgabel mithalfen. Und die Warenhausböbel aus den fünfziger Jahren, die in einem Haus aus Cugnasco in Küche und Schlafräum stehen, kennen viele Besucher auch noch aus eigenem Augenschein daheim oder bei Verwandten.

Dass dabei dennoch durchaus erfolgreich Brücken in die Gegenwart geschlagen werden, beweisen die Partnerbetriebe des Ballenbergs, die allerlei Selbstgebackenes, Gewebtes, Geräuchertes oder Geschnitztes auf eigene Rechnung



«Auch in Zukunft nicht in Richtung Erlebnispark.»



Ex-Direktorin Rieder.



Ständerat Luginbühl.

auf dem Museumsgelände feilbieten. Das Kreditkartenlesegerät neben der alten Registrierkasse ist ein kleiner Schandfleck, den man sich wegdenken muss. Andere Betriebe freilich, wie die aus dem Tessin herangeschaffte Osteria, schaffen unfreiwillig einen Brückenschlag in eine noch nicht gar so weit zurückliegende Vergangenheit. Im Restaurant werden Visa und American Express noch mit der altmodischen Ritsch-ratsch-Maschine verarbeitet.

Linke Kritiker des Museums haben nach dem Abgang von Katrin Rieder behauptet, dass die Direktorin gehen musste, weil sie für mehr «Faktentreue» eingetreten sei. Unausgesprochen klang dabei an, dass die alten Herren in der Geschäftsleitung – die Oberland-Bauern mithin im Gegensatz zur Stadtbernerin – lieber die allmähliche Umwandlung des Ballenbergs in eine zuckrige Disney-Version gewünscht hätten. Doch mehr Faktentreue als ein Plumpsklo zwischen Stall und Werkstatt wie in dem Bauernhaus aus dem Entlebuch geht kaum.



«Sag mal ehrlich, wie kann man heute in unserm Zeitalter noch an diesen Unsinn glauben, dass wir von Mikroben abstammen?»

Das Haus war übrigens bis 1986 bewohnt. «Der Ballenberg wird auch in Zukunft nicht in Richtung Erlebnispark gehen», beteuert Marketingleiter Schmid, der seit 2006 im Freilichtmuseum arbeitet. Am strategischen Konzept, so betont er, werde sich nichts verändern. Schliesslich sei es schon von den Vorgängern der ehemaligen Chefin ausgearbeitet und von dieser weiter vorangetrieben worden. Das Konzept fusst auf vier Säulen: den historischen Häusern, den Handwerken, die in ihnen praktiziert und den Besuchern gezeigt werden, den Tieren, die nicht wie in einem Zoo, sondern im bäuerlichen Umfeld präsentiert werden, und zuletzt den Gärten und Feldern, die ebenfalls das gesamte Spektrum schweizerischer Landwirtschaft umfassen – von Raps und Gerste bis zu Tabak, Mais und Wein.

Ballenberg oder nicht

Das alles freilich kostet Geld, und obschon das Museum sein Budget von jährlich 7,25 Millionen Franken – sensationell für die Branche – zu neunzig Prozent selbst aus Eintrittspreisen, Legaten oder Spenden finanziert, wird sich dies nicht mehr lange aufrechterhalten lassen. «Sie kennen es doch selber, wenn Sie Hausbesitzer sind», erläutert Schmid. «Je älter das Haus, desto häufiger die Reparaturen. Bei uns multipliziert sich das.» Zurzeit beteiligen sich der Bund und der Kanton mit je einem Drittel an den Kosten, die der Abbruch, der Transport und der Neuaufbau gefährdeter Häuser verschlingen. Direkte Subventionen für den Betrieb gibt es nicht. Die hat nun der Berner Ständerat Werner Luginbühl, der im Ballenberger Stiftungsrat sitzt, gefordert und bereits im Ständerat durchgesetzt. Vielleicht scheiterte Katrin Rieder an der Finanzfrage. Sie sei zu forsch aufgetreten und habe die Lage des Museums zu sehr dramatisiert, um Geld lockerzumachen, wird gemunkelt. «Heute und morgen wird sich das Museum noch halten können», hatte sie erklärt. «Aber längerfristig geht es um die Frage: Ballenberg oder nicht?» Solch drastische Wortwahl sei nicht überall gut angekommen.

Langfristig wird wohl der Bundesrat seinen Widerstand gegen Zuschüsse für das Museum aufgeben müssen. Der Ballenberg wurde als nationale Institution geplant, und eine nationale Institution ist er geworden. Dafür sprechen allein die Autokennzeichen auf dem Parkplatz – zwischen Genf und Thurgau sind alle Kantone dort vertreten.

«Wenn man den Ballenberg verlässt, sollte man das Gefühl haben, dass es uns heute gut geht», sagt Schmid. Das dürften die meisten Besucher so empfinden. Andere hingegen träumen sich vielleicht, überwältigt von der Szenerie und der Ruhe, in eine heile Welt. Das ist der grosse Vorteil des Ballenbergs: Er macht niemandem Vorschriften, er erlaubt jedem, das zu sehen, was er will. Gerade deshalb ist er kein geeignetes Schlachtfeld für den Kulturkampf Stadt gegen Land. ○

Flecken im Auge

Immer mehr Studien weisen darauf hin, dass die Sonne schwächelt, weshalb sich das Klima abkühlen könnte. Berner Forscher erklären die starke Sonnenaktivität der letzten sechzig Jahre zum einzigartigen Ereignis. Und bestreiten dennoch den Einfluss der Sonne auf das Klima. *Von Markus Schär*

Die Klimaerwärmung solle endlich kommen, frotzelt derzeit manch ein Witzbold. Wer hierzulande unter dem kühlen, nassen Sommer litt, konnte nur müde über die von Schweizer Medien beflissen verbreiteten Meldungen der US-Wetterbehörde NOAA lächeln, die den Juni und den Juli als weltweit heisseste Monate seit Beginn der Messungen ausrief. Die Staatsmeteorologen stiessen denn auch auf die Kritik, dass sie mit frisierten Daten nur die Klimaoffensive von US-Präsident Barack Obama unterstützen sollten.

Denn es gibt keinen Grund für Klimaalarm. Die offiziellen Temperaturdaten zeigen seit bald achtzehn Jahren keine Erwärmung mehr an. Das Eis in der Arktis schmolz in diesem Sommer deutlich weniger stark als in den vergangenen Jahren, und das Eis in der Antarktis dehnt sich gar so weit aus wie noch nie. Anfang August mass die gesamte Eisfläche auf den Weltmeeren deshalb 25,2 Millionen Quadratkilometer, ein gutes Prozent mehr als im Durchschnitt der Jahre 1981 bis 2010.

Inzwischen gibt es denn auch Studien, die nicht auf eine Erwärmung, sondern auf eine Abkühlung des globalen Klimas hindeuten, unter anderen pikanterweise auch solche von Berner Wissenschaftlern, die eifrig die Warnungen des Weltklimarates IPCC predigen: Sie weisen darauf hin, dass die Sonne in den kommenden Jahrzehnten schwächer scheinen könnte.

«Natürliche Effekte»

«Die kalte Sonne» nannten der Chemieprofessor Fritz Vahrenholt und der Geologe Sebastian Lüning schon ihr Buch, in dem sie Anfang 2012 erklärten, weshalb die Klimakatastrophe nicht stattfindet. «Es steht ausser Frage, dass CO₂, Methan und andere Klimagase einen begrenzten erwärmenden Effekt auf unser Klima ausüben», stellten die deutschen Wissenschaftler fest. «Es besteht aber auch kein Zweifel, dass ein grosser Teil der bisher festgestellten Erwärmung auf natürliche Effekte zurückgeführt werden kann. Den stärksten Einfluss hat die Sonne.» Das Gestirn, ohne das es auf der Erde kein Leben gäbe, schwächele jedoch: «Die Sonne wechselt derzeit in eine langanhaltende Phase schwächerer Aktivität, die uns eine jahrzehntelange Abkühlungsperiode bescheren wird.»

Die Sonne scheint nicht immer gleich stark, sondern durchläuft elfjährige Zyklen: Das lässt sich aufgrund der Sonnenflecken beobachten, was die Menschen seit dem 17. Jahrhundert tun. Sonnenflecken sind dunklere, also kühlere Ge-

biete, darum herum strahlt die Sonne aber umso mehr. Eine grosse Zahl von Sonnenflecken deutet auf eine stärkere Aktivität hin.

Im aktuellen Zyklus 24, der seit Dezember 2008 läuft, sollte seit dreissig Monaten das Maximum erreicht sein. Die Beobachter zählten aber über lange Zeit kaum die Hälfte der zu erwartenden Sonnenflecken, am 17. Juli keinen einzigen. Weltweit setzt sich unter den Astrophysikern der Konsens durch, dass ein weiterer Rückgang der Sonnenaktivität bevorstehe, ähnlich wie im Dalton-Minimum (1790–1830) oder sogar wie im Maunder-Minimum (1645–1715): Damals litten die Menschen unter der Kleinen Eiszeit, die Hungersnöte und Seuchenzüge brachte.

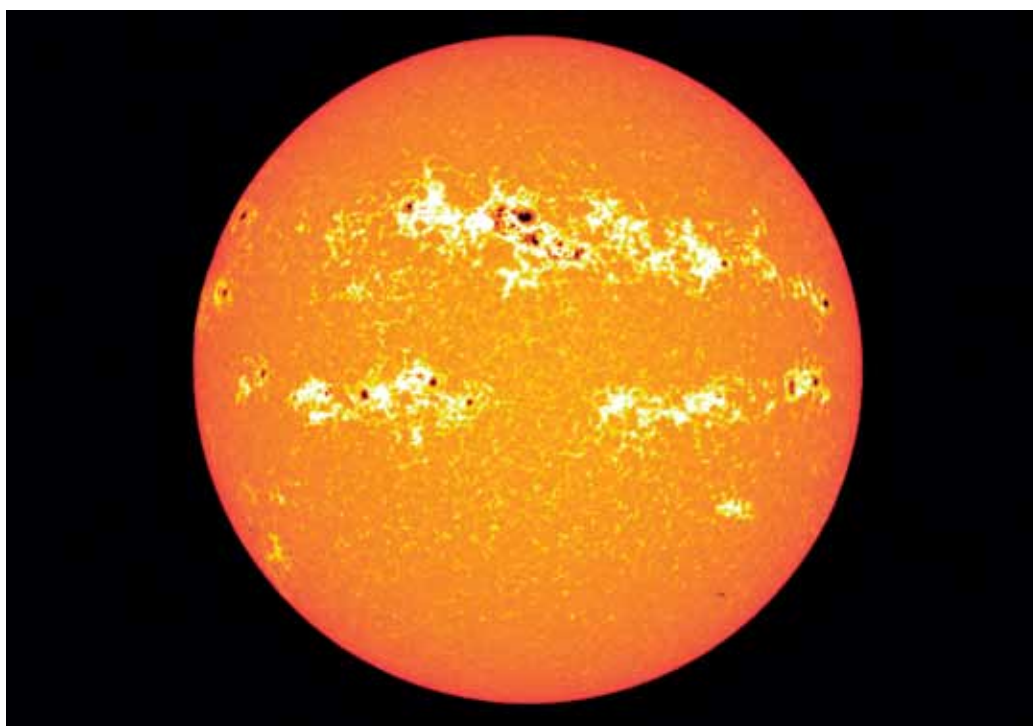
Ein Team der angesehenen chinesischen Akademie der Wissenschaften zieht in einer aktuellen Studie den naheliegenden Schluss: Es stellt fest, die stärkere Sonnenaktivität, die sich bisher ein Jahrhundert lang beobachten liess, entspreche exakt dem wärmeren Weltklima: «Dies zeigt, dass die Sonnenaktivität die Temperaturveränderungen auf der Erde über die Jahrhunderte nicht vernachlässigbar beeinflusst.»

Noch weitergehende Schlüsse lassen sich aus einer breitangelegten Studie ziehen, die ein Team um Ilya Usoskin aus dem finnischen Oulu letzte Woche veröffentlichte. Daran beteiligten sich auch der Berner Professor Fortunat Joos

und sein Doktorand Raphael Roth, die letztes Jahr mit ihren Modellen einen abnehmenden Trend der Sonnenaktivität voraussagten. Die aktuelle Studie, die erstmals über 3000 Jahre die Sonnenfleckenanzahl rekonstruiert, geht weiter: Sie erklärt die auffallend starke Sonnenaktivität zwischen 1950 und 2009 zum «seltenen oder sogar einzigartigen Ereignis».

Das wirft die Frage auf: Was hat die (angeblich) aussergewöhnliche Erderwärmung seit 1950 mit der aussergewöhnlichen Sonnenaktivität seit 1950 zu tun? Die Berner Forscher, die massgeblich beim IPCC mitarbeiten, verbieten sie sich. Raphael Roth betont in seiner Dissertation, gemäss Klimarat sei der menschliche Einfluss der wichtigste Grund für die Erderwärmung. Und Fortunat Joos beteuert auf Anfrage der *Weltwoche*, die Änderungen der Sonneneinstrahlung spielten nur eine untergeordnete Rolle: «Wie im neusten IPCC-Bericht festgehalten, sind die Fakten klar, und menschliche Aktivitäten, allen voran die Verbrennung von Kohle, Öl und Gas, sind für die rasante heutige Klimaerwärmung verantwortlich.»

Ein Rückgang der Sonnenaktivität wie im Maunder-Minimum würde nur einen «kleinen kühlenden Einfluss» bedeuten, glaubt der Berner Professor. Wer über das Sommerwetter schimpft, kann also immer noch auf die Klimaerwärmung hoffen. ○



«Kühlender Einfluss»: die Anzahl Sonnenflecken nimmt ab.

Revoluzzer in Filzpantoffeln

Wo immer Pater Lukas Niederberger wirkt, gibt es Wirbel: In CVP-Landen warb er für linke Politiker, er traute Schwule in der Kirche, betete für einen Massenmörder und versteckte abgewiesene Asylanten. Nun will er die Schweiz mit einer neuen Landeshymne beglücken. Von Alex Baur und Vera Hartmann (Bild)

Die Büros der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft (SGG) befinden sich in einem Altbau an der Schaffhauserstrasse in der Nähe der Universität von Zürich – geschmackvoll eingerichtet, aber nüchtern, nichts Pathetisches. So wie das zu erwarten ist vom Verein, der über die Rütliwiese wacht und sich seit 200 Jahren der Gemeinnützigkeit verschrieben hat. Und eigentlich, so scheint es wenigstens auf den ersten Blick, passt der adrett gekleidete Hausherr, der uns in Filzpantoffeln empfängt, perfekt zu dieser Institution. Lukas Niederberger ist ein sanfter und freundlicher Mann, einer, der zuhören kann, auf sein Gegenüber eingeht und mit Bedacht redet.

Niederbergers politische Seelenlage

Seit einem Jahr wirkt Niederberger als Geschäftsleiter der SGG, bislang problemlos. Anders als in früheren Jahren wurde der Hausfrieden bei der Bundesfeier auf dem Rütli heuer weder durch rechte Hitzköpfe noch durch linke Weltverbesserer gestört. Mit Jean-François Rime überliess man das Rednerpult für einmal sogar einem unzweifelhaften SVP-Politiker, der seinerseits jegliche Provokation mied. Seine Ansprache galt ganz und gar der Jugend, welche symbolisch durch Jungwacht Blauring vertreten war. Jodler, Alphornbläser und Trachtengruppen rundeten das beschauliche Bild ab.

Friede, Freude, FahnenSchwinger auf der Nationalwiese – und das immerhin in einem bewegten Jahr, in dem die Einwanderungsinitiative den alten Europa-Graben neu aufgerissen hat. Oder ist die Ruhe etwa trügerisch, wie konservative Zeitgenossen argwöhnen? Anlass zu Misstrauen gibt der Wettbewerb für eine neue Landeshymne, den SGG-Präsident Jean-Daniel Gerber bereits 2012 lancierte. Richtig Schwung in die Sache brachte erst der neue SGG-Geschäftsleiter Lukas Niederberger – und der gibt erst recht zum Stirnrunzeln Anlass.

Skeptiker sprechen der SGG nicht nur jede Legitimation ab, am Schweizerpsalm herumzuschraubeln («Visionen ohne Gott», *Weltwoche* Nr. 32/12). Sie sehen die Übung als Teil einer von progressiven Politikern, Historikern und Intellektuellen seit Jahren verfolgten Strategie, die nur ein Ziel hat: die Eidgenossenschaft aufzulösen in Europa wie ein Stück Zucker im Tee. Mit Graus erahnen sie ein politisch korrektes und gendergestreamtes Solidari-dari-dari-dari-Zeitgeistgesülze, das zumindest bei jenen, die rechts der politischen Mitte stehen, bestenfalls

nachhaltige Aversionen auslöst. Niederberger ist prädestiniert wie kaum ein Zweiter, diese Befürchtungen zu befeuern.

In den Kolumnen, die er monatlich in der *Ostschweiz am Sonntag* unter der Spitzmarke «Unkommod» veröffentlicht, offenbart Niederberger freimütig seine politische Seelenlage. Und die weist, gleich einem Kompass, zuverlässig in nur eine Richtung: gegen den Grippe, Atomkraftwerke und teure Fifa-Weltmeisterschaften in armen Ländern, für «Steuergerechtigkeit», höhere Kinderzulagen, Krippen und Quoten für Teilzeitmanagerinnen, gegen den freien Waffenbesitz oder den «Schwimmzwang» für muslimische Mädchen, strikt ambivalent in Sachen Organspenden und Israel. Klar ist wiederum, was von Bischof Vitus Huonder Wahl zu halten ist: «eine Wahl zwischen Pest, Cholera und Typhus».

Der Smartspider aus dem Jahr 2011 – damals kandidierte Lukas Niederberger für die Grüne Partei im Kanton Schwyz als Nationalrat – schafft letzte Klarheit: Auf der rechten Seite ist das Spinnennetz schlicht inexistent. Wie er es mit der direkten Demokratie hält, offenbarte der vormalige Priester, der 2007 unter medialem Beifall aus dem Jesuitenorden ausgetreten

Bei den kämpferischen Jesuiten habe er seinen Berufstraum am ehesten verwirklichen können.

war, im letzten Februar nach der Annahme der Massenzuwanderungsvorlage: «Der Tod Jesu und die Machtergreifung Hitlers erfolgten durch die demokratische Tyrannie der Mehrheit.» Bei manchen Urnengängen, so lesen wir, sei das uninformierte Stimmvolk «nicht imstande, echte Entscheidungen zu treffen». Das Initiativrecht müsse daher, unter anderem durch fremde Richter, eingeschränkt werden.

Bei aller Liebe zur freien Meinung – ist das der Mann, der die Eidgenossen zu einem neuen patriotischen Konsens hinter sich scharren kann? Wie wäre es, wenn man einen aus dem Gegenlager damit betraute? – Zum Beispiel Ulrich Schlüer? – «Warum nicht», erwidert Niederberger, «Schlüer würde das sicher auch seriös machen.» Meint er das ernst? Wer ist dieser Mann, dessen radikale Ansichten in einem irritierenden Kontrast stehen zu seiner schlichten und freundlichen Art?

Aufgewachsen ist Lukas Niederberger, der kürzlich seinen fünfzigsten Geburtstag feierte,

in Wil SG, wohlbehütet unter fünf Geschwistern. Als Sohn des Amtsarztes, der seine Praxis zu Hause führte, oft aber auch mitten in der Nacht notfallmässig ausrücken musste, entwickelte er schon in jungen Jahren ein Sensorium für soziale Belange. Beruf und Berufung, Privates und Öffentliches waren in dieser Familie einerlei. Die Matura absolvierte er bei den Benediktinermönchen im Kollegium von Engelberg.

Mit zwanzig Jahren entschloss sich Niederberger, Priester zu werden. Es sei ein schneller Entschluss gewesen, sagt er, den er anlässlich einer Veranstaltung von Jesuiten im heutigen Lasalle-Haus bei Zug, von dem noch die Rede sein wird, in einer Nacht fällt. Dabei sei weniger die Religion an sich im Zentrum gestanden. Eigentlich habe er sich für Journalismus, den Film und die Diplomatie interessiert. Bei den kämpferischen Jesuiten habe er das alles am ehesten verwirklichen können. Der Orden sei für ihn der perfekte Ersatz für die Familie geworden. Sex sei ihm nicht fremd, geistige Beziehungen seien indes wichtiger gewesen.

Das Studium der Theologie brachte Niederberger in der Welt herum, nach Zürich, London und Paris. Dort traf er 1991 auf Niklaus Meienberg, den er seit seiner Jugend verehrte und dem er sich sofort als eine Art Privatsekretär in Gotteslohn anbot. Seine Freundschaft mit Meienberg sei spannend gewesen, wiewohl der wortgewaltige Reporter, der sich zwei Jahre später das Leben nahm, bereits angeschlagen gewesen sei. «Seine Zeit war abgelaufen», meint Lukas Niederberger heute, «Meienberg war in der Nachkriegszeit gefangen – die neuen grossen Themen, Gender-Fragen, die Ökologie, liessen ihn völlig kalt.» Sein anderes grosses Vorbild war der Jesuitenpriester Daniel Berrigan, der wegen seiner rabiatischen Anti-Vietnam-Protestaktionen zwei Jahre im Gefängnis sass.

Öffentlich in Erscheinung trat Lukas Niederberger erstmals 2001. Im Schweizer Fernsehen sprach er sich dafür aus, nicht nur den vierzehn Todesopfern des Massakers im Zuger Parlament eine Kerze zu widmen – sondern auch noch eine fünfzehnte Kerze anzuzünden, für den Massenmörder Friedrich Leibacher, der sich nach dem Blutbad das Leben genommen hatte. Die Empörung in Zug war kolossal.

Niederberger leitete damals das Lasalle-Haus bei Zug, ein geistiges Zentrum, in dem auch die alte Elite der Innerschweizer CVP beheimatet war. Pater Lukas leistete sich allenthalben Provokationen, bis hin zur kirchlichen



«Ulrich Schlier – warum nicht?»: Geschäftsleiter Niederberger.

Trauung von Schwulen (in einer protestantischen Kirche allerdings). 2003 wurde bekannt, dass er im Lasalle-Haus jahrelang einen abgewiesenen Tamilen beherbergt hatte (und es war beileibe nicht der einzige, wie Niederberger auf Nachhaken einräumt). Der Kanton kappte dem Lasalle-Haus die staatliche Unterstützung. Allerdings nur vorübergehend, bis der Pulverdampf verzogen war.

Kostprobe einer neuen Landeshymne

Irgendwie schaffte es der sanfte Rebell mit seiner entwaffnend offenen Art immer wieder, die Wogen zu glätten. Nur eine Todsünde, so ein alter CVP-Kämpfer, habe man ihm nie verziehen: 2003 unterstützte Niederberger den linken Zuger Nationalrat Jo Lang mit Insera-

Eine kleine Sünde kann sich der ehemalige Priester nicht verkneifen.

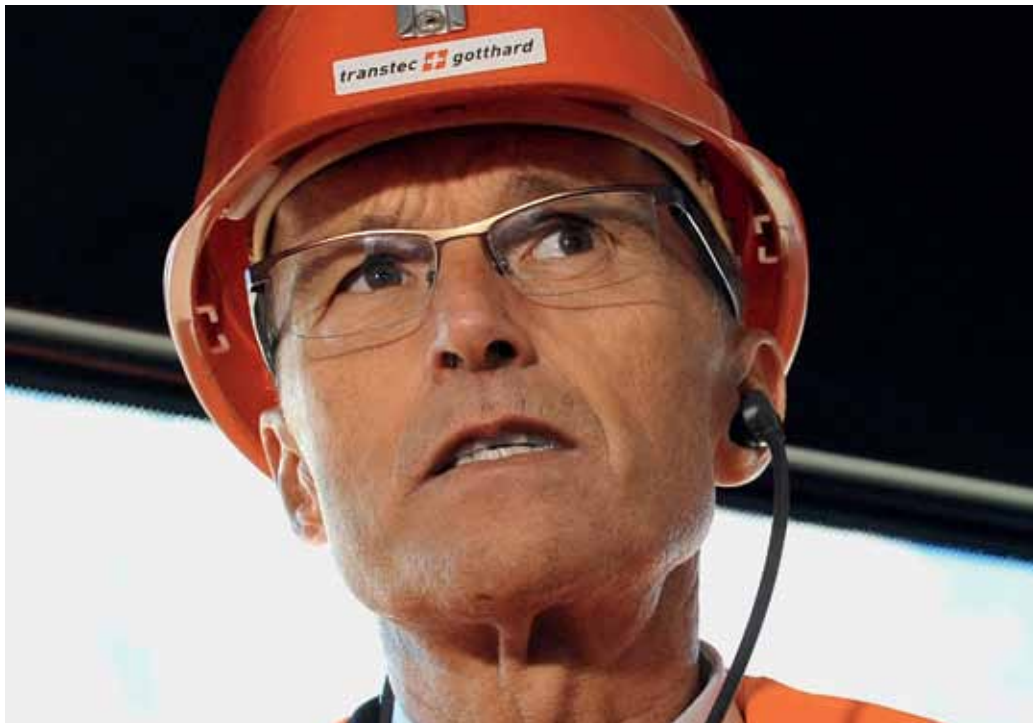
ten im Wahlkampf. Das wurde als Verrat empfunden. Im Grunde habe man ihn aber trotzdem immer als ehrliche Haut geachtet, als einer, der, bisweilen vielleicht naiv und weltfremd, einfach das tat, was er für richtig hielt – und dafür stets klaglos die Verantwortung übernommen habe.

Als Akt der Ehrlichkeit kann man auch seinen Austritt aus dem Orden werten. Es sei kein Bruch mit der Kirche gewesen, versichert Niederberger, er habe sich in eine Frau verliebt. Im überalterten Orden habe er sich allerdings auch zusehends wie in einem Altersheim gefühlt – und dafür sei er zu jung gewesen. In der Folge arbeitete er als Redaktor für das katholische *Pfarreiblatt*, wo er, man ahnt es, bald den nächsten Eklat provozierte. Niederberger hatte im klerikalen Blatt mit einem Kind, das sich eine Spielzeugpistole in den Mund steckt, für die Waffenschutzinitiative geworben. Die Rüge des Presserates findet sich im Original auf Niederbergers Website. Er habe sich aber aus freien Stücken und im Frieden von der Redaktion getrennt, versichert er.

Welche Ansichten der Mann auch immer vertritt – man hat das Gefühl, dass er sein Herz auf der Zunge trägt. So kann sich Niederberger eine kleine Sünde nicht verkneifen und präsentiert dem Schreibenden eine Kostprobe des noch geheimen Vorschlags für eine neue Landeshymne aus der Romandie, den er besonders mag. Das mehrstimmig vorgetragene Lied klingt wie das alte, eine Spur rassistischer vielleicht. Aus dem schwerverständlichen Text erhaschen wir Worte wie «liberté», «Dieu» und «patrie». Niederberger strahlt aufgeregt. Vielleicht sollte man ihm einfach mal eine Chance lassen, bei allen Bedenken. Vielleicht bringt uns die ganze Übung ja auch zur Erkenntnis, dass der Schweizerpsalm gar nicht so schlecht ist. Lassen wir uns überraschen. ○

Neat: Teurer Rechtsstreit

Beim Bau der Ceneri-Röhre häufen sich die Fehler. Das Bundesverwaltungsgericht hat die Vergabe zweier Aufträge im Wert von rund 300 Millionen Franken rückgängig gemacht. Jetzt geht der Justizfall in die nächste Runde. Klar ist: Es wird teurer. *Von Florian Schwab*



«Gerechtfertigt»: Werner Marti, Präsident der Alp Transit Gotthard AG.

An immer höhere Kosten hat man sich bei der Neat gewöhnt: Was in einer ersten Botschaft des Bundesrates mit 10 Milliarden Franken beziffert wurde, wies in der Vorlage an das Volk im Jahr 1998 bereits ein Preisschild von 14,5 Milliarden auf. In der Zwischenzeit geht die neueste Neat-Endkosten-Prognose per 31. Dezember 2013 von 24 Milliarden Franken aus (teuerungsberichtigt waren dies im Jahre 1998 18,5 Milliarden). Das Eisenbahn-Grossprojekt war eine Prestigeangelegenheit für Verkehrsminister Moritz Leuenberger (SP). Die Schweiz spendiert die teure Infrastruktur für die Alpendurchquerung zugunsten der EU im Transitabkommen von 1992. Bereits mehrfach wurde die Neat zur Ader gelassen – am bekanntesten ist der Verzicht auf die ursprünglich im Preis inbegriffene zweite Röhre am Lötschberg.

Preis-Leistungs-Verhältnis halbiert

Das Preis-Leistungs-Verhältnis hat sich somit über die Jahre mehr als halbiert. Immerhin: Bislang gehen die Verantwortlichen – die für den Bau zuständige Alp Transit Gotthard AG (ATG), die unter der Leitung des ehemaligen Glarner SP-Nationalrats Werner Marti steht; das Verkehrsdepartement von Doris Leuthard (CVP) und auch die Neat-Aufsichtsdelegation des Parlaments – davon aus, dass ab Ende 2016 die Züge planmässig durch den Gotthard-

Basistunnel rollen werden. Im Jahr 2019 sollte dann zusätzlich der Ceneri-Basistunnel eröffnet werden. Das ist nun in Frage gestellt. Im April gab sich die Obergerichtskommission «besorgt» in Bezug auf die «Einhaltung der Termine und Kosten» beim Ceneri-Basistunnel. Jede Verzögerung bedeutet einen weiteren finanziellen Verlust.

Anlass zur Sorge geben die Entscheide des Bundesverwaltungsgerichts von Mitte März dieses Jahres: Die Richter hatten zwei Aufträge der ATG für die Bahntechnik im Eisenbahntunnel im Umfang von zusammen rund 300 Millionen Franken rückgängig gemacht. Das Verdikt des Bundesverwaltungsgerichts bedeutet, dass bis auf weiteres mit der Innenausstattung des Tunnels samt notwendiger Bahntechnik nicht begonnen werden kann.

Wie ist das Problem entstanden? 2012 führte die ATG ein Bieterverfahren für die zwei besagten Aufträge durch. Im August 2013 gab der ATG-Verwaltungsrat unter Präsident Werner Marti dem jeweils günstigsten Anbieter den Zuschlag, darunter der Bietergruppe Arge Mons Ceneris, die aus italienischen und Tessiner Firmen besteht.

In beiden Verfahren landete die schweizerisch-österreichische Rhomberg Sersa Rail Group auf dem zweiten Platz. «Betriebswirtschaftlich war die Offerte von Mons Ceneris of-

fenbar auch mangels Erfahrung von Anfang an höchst unplausibel», sagt Geschäftsführer Hubert Rhomberg. Ähnliches gelte für den zweiten Auftrag, bei dem ein weiterer Anbieter den Zuschlag erhielt. Die Rhomberg Sersa Rail Group focht die Vergaben vor dem Bundesverwaltungsgericht an. Dieses hatte nun zu klären, ob die ATG gepfuscht hatte – und kam zu dem besagten Schluss, der nun den Fahrplan gefährdet. Die Urteilsbegründung ist für Marti wenig schmeichelhaft: Seine ATG habe die in der Ausschreibung verlangten Referenzen nicht genügend überprüft. Die gewählten Anbieter, darunter Mons Ceneris, haben nicht, wie gefordert, gezeigt, dass sie über die notwendigen Erfahrungen verfügen.

Diese sehen es anders und haben den Entscheid beim Bundesgericht angefochten. Marti selbst verweist darauf, dass «nach unserer Auffassung der Zuschläge in Bezug auf Qualität, Liefertermin und Wirtschaftlichkeit gerechtfertigt waren». Dass das Bundesverwaltungsgericht die Eignungskriterien anders ausgelegt habe als die ATG, bedaure er.

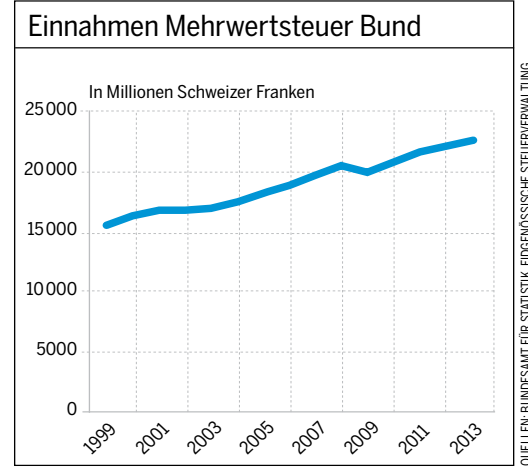
Entscheid im September

Die ATG ist vor kurzem in die Offensive gegangen und hat die beiden Ausschreibungen komplett abgebrochen. Sie möchte die Aufträge ein zweites Mal ausschreiben, da auch «der Zweitplatzierte die Eignungskriterien, wie sie vom Bundesverwaltungsgericht definiert wurden, nicht erfüllt», so Marti. Es bestehe das Risiko, dass gegen einen Zuschlag zugunsten der Rhomberg Sersa Rail Group die Arge Mons Ceneris ihrerseits wieder Beschwerde einreichen werde, was letztlich zu einem noch längeren Verfahren führe als eine Neuausschreibung. Gegen dieses Vorgehen wiederum haben Rhombergs Juristen beim Bundesverwaltungsgericht eine neue Beschwerde erhoben.

Die verfahrenre Situation: zweimal zwei Rechtsstreitigkeiten über dieselbe Angelegenheit in unterschiedlichem Reifestadium. Diesen gordischen Knoten kann nur noch das Bundesgericht zerschlagen, wenn es, wohl im September, sein Urteil fällt. So oder so: Es wird wohl wieder einmal teurer. Die parlamentarische Aufsichtsdelegation, eigentlich für die Wahrung der Steuerzahlerinteressen zuständig, verweilt auf Tauchstation. Präsident Philipp Hadorn (SP) möchte sich erst später äussern und Mitglied Thomas Müller (SVP) antwortet nicht auf Anfragen. Die Frage nach der Verantwortlichkeit stellt wie so oft in Sachen Neat niemand. ○



Widerstand gegen die Initiative: Finanzministerin Widmer-Schlumpf.



Die Mehrwertsteuer-Einnahmen steigen stetig.

Spielwiese für Bürokraten

Im September stimmt die Schweiz über die Volksinitiative des Wirtverbandes ab: Gleiche Mehrwertsteuer für das Essen – egal ob aus dem Laden, am Take-away oder im Restaurant. Der Bundesrat befürchtet das Wegbrechen seiner Einnahmen. Zu Recht? Von Christian Mundt

Die Gastwirte fühlen sich benachteiligt. Für das Essen, das sie ihren Kunden servieren, müssen sie 8 Prozent Mehrwertsteuer nach Bern überweisen – Restaurationsdienstleistungen unterliegen dem Normalsatz. Freuen können sich im Gegensatz dazu die Betreiber von Take-away-Ständen: Die Produkte, die sie ihren Kunden reichen, zählen – mehrwertsteuertechnisch – lediglich als Nahrungsmittel. Und diese werden zum reduzierten Satz von 2,5 Prozent besteuert.

Die Abgrenzung ist eine Spielwiese für Bürokraten – und offensichtlich eines der Hauptprobleme für Gastwirte. Diese wollen die Abgrenzung darum mittels ihrer Volksinitiative «Schluss mit der MwSt.-Diskriminierung des Gastgewerbes» abschaffen: Gastgewerbliche Leistungen sollen gleich besteuert werden wie Nahrungsmittel. Alkohol und Rauchwaren wären davon ausgenommen.

Rhetorik, die erstaunt

Gegen die Initiative formiert sich Widerstand. Anfang Woche legte die zuständige Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) die Haltung der Landesregierung dar, die die Initiative ablehnt. Die Finanzministerin gab zu, dass die Abgrenzung zwischen Restaurant und Take-away nicht immer einfach sei. Auch habe man sich im Finanzdepartement Gedanken darüber gemacht, anhand welcher Kriterien die Unterscheidung einfacher zu machen wäre. Aber «es lässt sich keine vernünftige Abgrenzung finden», so die Bundesrätin. Dies musste bereits das Parlament feststellen: Auch die Wirtschaftskommission des Nationalrats befasste sich mit Alternativen, um zwischen reduziertem und normalem Mehrwertsteuer-

satz zu unterscheiden, fand aber keine. Die logische Folge wäre, die Unterscheidung ganz zu streichen und alles Essen gleich zu besteuern, wie es die Initiative von Gastrosuisse fordert. Dies will man in Bundesbern aber auch nicht. Denn es hätte «hohe Steuerausfälle» zur Folge: Auf bis zu 750 Millionen Franken schätzt das Finanzdepartement die Mindereinnahmen.

Auch AHV (75 Millionen Franken) und IV (40 Millionen Franken) würden leiden, ist doch ein Teil der Mehrwertsteuern für die Sozialwerke reserviert. «So hohe Mindereinnahmen sind kaum verkraftbar», schreibt der Bundesrat im Faktenblatt. Aus diesem Grund müssten die Mindereinnahmen kompensiert werden – beispielsweise, indem der reduzierte Satz von heute 2,5 auf 3,8 Prozent angehoben würde. Dies hätte jedoch wiederum Auswirkungen auf die Ärmsten der Gesellschaft: Haushalte mit tiefem Einkommen brauchen einen grösseren Teil ihres Budgets für Essen als reiche Haushalte. «Besonders betroffen wären Haushalte mit tiefen Einkommen, vor allem solche mit Kindern, sowie der Mittelstand», glaubt der Bundesrat.

Diese Rhetorik erstaunt: 750 Millionen Franken sehen auf den ersten Blick tatsächlich nach viel Geld aus. In den Relationen des Bundes sehen die Zahlen anders aus: 22,6 Milliarden Franken nahm die Eidgenossenschaft im Jahr 2013 alleine mit der Mehrwertsteuer ein. Der Steuerausfall würde also lediglich 3,3 Prozent dieser Jahreseinnahme ausmachen. In den vergangenen zehn Jahren sind die Einnahmen aus der Mehrwertsteuer insgesamt um fast sechs Milliarden Franken angestiegen, was im Durchschnitt 570 Millionen Franken ausmacht. Der

Ausfall wäre also nach eineinviertel Jahren kompensiert. Noch absurder wird das Geldargument, wenn man die befürchteten Mindereinnahmen in den Kontext der gesamten Einnahmen des Bundes von mehr als 66 Milliarden Franken stellt: Sie machen gerade etwas mehr als ein Prozent aus. Gemäss Finanzplan rechnet der Bund für die Jahre 2014 bis 2016 mit einem durchschnittlichen jährlichen Einnahmewachstum von 2,7 Prozent. Das sind rund 2,3 Milliarden zusätzliche Einnahmen pro Jahr.

Die Mindereinnahmen liegen also in einem verkraftbaren Rahmen. Hinzu kommt, dass eine Erhöhung des reduzierten Satzes nicht vom Bundesrat alleine, sondern vom Parlament beschlossen werden müsste. So könnte gegen die Erhöhung das Referendum ergriffen werden.

Es ist eine politische Frage, was alles als Ausnahme zählen und darum dem reduzierten Satz unterstellt werden soll. Gemäss Bundesrätin Widmer-Schlumpf geht die Dienstleistung im Restaurant, mit freundlichem Service und Toilette, die man nutzen kann, «über den blossen Nahrungsmittelaufkauf» hinaus. Möglicherweise sehen die Gäste der einen oder anderen Kantine ihren Besuch hingegen genau als «blosser Nahrungsmittelaufkauf». Um diese bürokratischen und willkürlichen Abgrenzungen und die daraus hervorgehenden Probleme endgültig zu lösen, wäre der Einheitssatz am besten. Dieser fiel jedoch im Parlament 2011 durch. Möglicherweise könnte die Initiative von Gastrosuisse ihm zu neuem Schub verhelfen: Ihre Forderung, «gastgewerbliche Leistungen unterliegen dem gleichen Steuersatz wie die Lieferung von Nahrungsmitteln», würde der Einheitssatz erfüllen. ○

Lendenfrei

Der Inlandteil der stolzen *Neuen Zürcher Zeitung* überrascht mit einer Geschichte über Nacktbilder einer Bundesangestellten. Auch der Chefredaktor präsentiert sich neuerdings erstaunlich freizügig. Hat eine Kulturrevolution stattgefunden? Muss man sich um die NZZ Sorgen machen? *Von Rico Bandle*

Schon lange nicht mehr fand ein Artikel der NZZ dermassen viel Widerhall. Weltweit berichteten Online-Medien über die Geschichte, tagelang war sie hierzulande Gesprächsthema Nummer eins, die Boulevardzeitungen *Blick* und *Sonntagsblick* setzten sie auf die Titelseite. Freude kam auf der NZZ-Redaktion trotzdem nicht auf: Gegenstand der Aufregung war nicht etwa eine brisante Polit-Enthüllung, sondern ein Artikel, der im Inlandteil der Zeitung halbwegs verschämt ganz unten auf Seite 10 versteckt worden war: «Nackt-Selfies aus dem Bundeshaus». So lautete der Titel in bester Boulevard-Manier, es fehlte nur noch das Ausrufezeichen. Darunter war von einer Bundeshaussekretärin die Rede, die sich in ihrem Büro anzüglich abgelichtet und die Fotos auf ihrem Twitter-Profil veröffentlicht hatte. «Auf den Bildern sind mitunter ihre primären und sekundären Geschlechtsmerkmale zu sehen», schrieb das Blatt und betonte, dass dies «Recherchen der NZZ» ergeben hätten.

Weil es sich für die noble NZZ um ungewohntes Terrain handelte, topfte der Autor die Story in einen sogenannt seriösen Kontext um. «Arbeitsrechtlich ist das ein heikler, aber nicht eindeutiger Fall», war da zu lesen. Der befragte Arbeitsrechtler erklärte, dass bei Angestellten des Bundes für eine Kündigung anders als in der Privatwirtschaft ein «hinreichender Grund» vorhanden sein müsse. Es sei aber zweifelhaft, ob dies hier der Fall sei. Der Experte, den man aus Relevanzgründen beigezogen hatte, sprach der ganzen Sache damit die Relevanz gleich wieder ab.

Unaufhaltbare Medienwalze

Es dauerte nur wenige Stunden, bis der Online-Ableger des *Blicks*, später auch jener der Gratiszeitung *20 Minuten* die freizügige Frau ausfindig machten und das nachlieferten, was die NZZ noch vornehm zurückgehalten hatte: das Bildmaterial. Die englischsprachige Nachrichtenagentur Reuters berichtete über die Affäre, die «Recherchen der NZZ» wurden weltweit über unzählige Kanäle verbreitet.

Der Redaktion an der Falkenstrasse wurde die Sache immer unheimlicher. Sie mahnte per Twitter um Zurückhaltung: «Eine kurze Stellungnahme der NZZ zum Selfiegate im Bundeshaus: Auch Angestellte im Bundeshaus haben Anrecht auf Persönlichkeitsschutz.» Doch die in Gang gesetzte Medienwalze war nicht mehr zu stoppen. Der Künstlurname der Hobby-Pornodarstellerin und die entspre-



Mann mit vielen Gesichtern: NZZ-Chefredaktor Spillmann auf Facebook ...



... mit Palästinensertuch auf Twitter und mit Bart im TV.

chenden Bilder waren bald auf allen Kanälen abrufbar. Noch am selben Tag kam aus dem Bundeshaus die Mitteilung, die Angestellte werde «im Interesse des guten Rufs des Parlamentes und seiner Dienste» per sofort freigestellt.

Der Tag, an dem die NZZ sich in die Gefilde des Boulevards wagte, nahm damit ein unrühmliches Ende: Nicht ein gewählter Politiker, auch nicht ein Spitzenbeamter, sondern eine einfache Sekretärin war in Bern ihren Job los, zumindest vorübergehend.

Rache an der Frau

An sich wäre die Frage interessant, welches Verhalten sich Bundesangestellte in ihren Amtstuben und in ihrer Freizeit erlauben können. Wo endet die Privatsphäre? Wann beginnt das öffentliche Interesse? Die NZZ verzichtete aber auf eine vertiefte Debatte zur Sache und setzte sich damit dem Vorwurf aus, den reinen Sensationswert zu bewirtschaften. Nie hätte das Blatt noch vor wenigen Jahren eine solche Nachricht überhaupt veröffentlicht. Allein ein Zeitgeistbegriff wie «Nackt-Selfie» wäre im Inlandteil der NZZ bis vor kurzem noch tabu gewesen.

Noch skurriler wird die Angelegenheit, wenn man gewahr wird, dass die Geschichte bloss ein Nebenprodukt einer ganz anderen Recherche war. Redaktor Ronny Nicolussi, ein ehemaliger Mitarbeiter der Gratiszeitung *20 Minuten*, wollte ursprünglich einen Beitrag über das Internetphänomen «Revenge Porn» verfassen, über Online-Plattformen, auf denen frustrierte Männer private Sexbilder und -filme ihrer Ex-Freundinnen hochladen, um sich an ihnen zu rächen. Bei seiner Recherche entdeckte er die Sekretärin: Auf einer einschlägigen Rache-Site ist sie mit ihrem echten Namen, Wohnort und der privaten E-Mail-Adresse aufgelistet, dazu sind ihre Porno-Erzeugnisse zu sehen, daneben auch Bilder ihrer Vereinsaktivität mit Kindern. Schaut man sich diese Seite an, so ist rasch klar: Hier möchte jemand dieser Frau grossen Schaden zufügen. Das sehen auch einige Benutzer so, die unten an der Seite Kommentare anbringen können. Einer schrieb zum Beispiel: «Weshalb ruinieren Sie das Leben dieser Frau?»

Klar, die Frau hat auf anderen Plattformen wie Twitter auch selbst auf fahrlässige Weise grosse Mengen von pornografischem Material von sich publiziert, zwar immer unter einem Pseudonym, ihr Gesicht war aber erkennbar. Jahrelang ist das niemandem aufgefallen, oder es hat niemanden interessiert. Es brauchte die «Revenge Porn»-Seite und die NZZ, die den Fall vor einer breiten Öffentlichkeit thematisierte, um die Sekretärin in ernsthafte Schwierigkeiten zu bringen: Nach dem Mediensturm ist sie untergetaucht, muss um ihren Job bangen, kann sich wohl an ihrem Wohnort nicht mehr zeigen.

Im Gespräch mit der *Weltwoche* sagt ein NZZ-Redaktor, die Kritik an der Zeitung sei heuchlerisch, jedes andere Blatt hätte einer Publikation doch auch nicht widerstehen können. Das mag vielleicht zutreffen, trotzdem löst die Geschichte bei vielen Lesern Unbehagen aus: Jahrzehntlang war es gerade die Eigenheit der NZZ, dass sie die Prioritäten anders gesetzt



Allerweltszeitung: NZZ-Artikel.

hat als die anderen Medienerzeugnisse. Wenn sich alle hysterisch auf eine Geschichte stürzten, sah sie oft mit bewunderswerter Gelassenheit darüber hinweg. Bei keiner anderen Zeitung war der Filter in Bezug auf das, was als nachrichtenrelevant durchgelassen wird, dermassen eng eingestellt. Das machte den Charakter der NZZ aus, darauf beruht ein grosser Teil ihres Ansehens.

Die NZZ-Nackt-Selfie-Publizistik ist Ausdruck einer schon länger zu beobachtenden Entwicklung: der schleichenden Annäherung des Traditionsblattes an die Allerweltszeitungen, sowohl was die Themenwahl betrifft als auch die politische Ausrichtung. Für Medienprofessor Kurt Imhof ist klar: «Wenn ein als seriös geltendes Medium eine solche Geschichte publiziert, so geht das nicht ohne Schaden an seiner DNA.»

Drang zum schrillen Akzent

Der stellvertretende Chefredaktor und Inlandchef, René Zeller, verteidigt die Publikation: «Es ist nicht unerheblich, welche arbeitsrechtlichen Auswirkungen die Veröffentlichung heikler Inhalte auf Social-Media-Kanälen haben können. Kommt dazu, dass es sich bei den Bundesbehörden um einen exponierten Arbeitgeber handelt.» Stimmt. Nur ist Zellers Relevanzkriterium von den befragten Experten für nichtig erklärt worden. Persönlichkeitsrechte seien durch die NZZ-Berichterstattung nicht beeinträchtigt worden, sagt er nach, als ob er sich rechtfertigen müsste.

Die Sekretärinnenstory zeigt jedenfalls einen faszinierenden Kulturwandel an. Man will sich frischer, trendiger, lustvoller geben. Dazu passt die Selbstinszenierung von Chefredaktor Markus Spillmann in den Online-Medien. Der Inhaber jenes Amtes, das einst wie ein Bundesratsposten respektiert wurde, vertrat einen bemerkenswerten Drang zum frivol-

freizügigen Akzent. Im TV tritt er gerne mit Dreitagebart und Jackett auf wie ein arrivierter Rocksänger. Auf Twitter präsentiert sich Spillmann mit keckem Foulard, das an ein Palästinensertuch erinnert. Auf Facebook veröffentlichte er kürzlich einen Ferienschnappschuss aus Island: ein Jubelsprung vor einem Wasserfall, die Arme hochgerissen, die Hosen an den Lenden unten, der Bauch gut sichtbar. Darunter, in den Kommentarspalten, antwortet er auf die Frage eines Redaktors, ob er denn wieder zurückkomme: «Jäähhhhh – weiss noni;-)» Vielleicht hätte sich Spillmann Rat bei NZZ-Feuilletonchef Martin Meyer holen sollen, der letzten Dienstag über die Selfie-Flut richtigerweise schrieb: «Wenn heute etwas kulturell leitend und anleitend geworden ist, so ist es die Darstellung des Selbst. Dieses Selbst ist in der Regel substanzmässig von atemberaubender Durchschnittlichkeit.»

Anfang Jahr sagte Spillmann in einem Interview: «Wenn ich heute sehe, was in diesem Land teilweise publizistisch getan wird, dann muss ich sagen: Das mag ja zuspitzend sein und Schlagzeilen und Klicks produzieren, aber das ist nicht die Haltung der NZZ. Das ist eine Kulturfrage.» Die Sekretärinnenstory und Spillmanns Auftritte deuten an, dass sich das Blatt offensichtlich mitten in einer Kulturrevolution befindet.

Der NZZ haben die Inseratekrise und die digitalen Umwälzungen weit stärker zugesetzt als den anderen Grossverlagen. Verzweifelt versucht das Blatt, seine Rolle in der Medienlandschaft zu finden. Eine bereits weit fortgeschrittene, sehr umfassende Blattreform wurde kürzlich auf Eis gelegt, dafür soll es mit der Online-Expansion nach Österreich demnächst losgehen – mit ungewissem Ausgang. In dieser Hinsicht ist auch die Sekretäringeschichte kein Zufall: Sie ist ein Symptom für eine Zeitung mit grosser Tradition, die nicht mehr so recht weiss, wohin sie eigentlich möchte. ○



Wo er auftaucht, ist Aufruhr

Der Brite Bernie Ecclestone, 83, ist der grosse Mann der Formel 1. Seine Karriere ist faszinierend: Früher verkaufte er mit List Gebrauchtwagen, heute betreibt er ein Milliardengeschäft. Wie hat er das geschafft? *Von Alina Fichter*



«Ich will eine gute Rendite für die Menschen herauschlagen, mit denen ich zusammenarbeite»: Geschäftsmann Ecclestone.

Bernard Charles Ecclestone ist frei: Weil er hundert Millionen Dollar zahlt, ist er frei von allen Vorwürfen der Bestechung oder der Anstiftung zu Untreue. Der Brite muss nun nicht mehr jede Woche zweimal nach München fliegen, so wie er es seit April getan hat und eigentlich bis Oktober hätte tun sollen: Im Blitzlichtgewitter den Prozesssaal betreten, neben seinen Verteidigern Platz nehmen und sich jeden Satz, den der Richter oder die Zeugen auf Deutsch aussprachen, von Übersetzerinnen auf Englisch einflüstern lassen. Der Verdacht gegen den Formel-1-Chef habe sich in wesentlichen Teilen nicht erhärtet, so begründet das Landgericht München seine Entscheidung, Ecclestone gegen eine Geldauflage laufen zu lassen. Nach zwanzig Verhandlungstagen gibt das Gericht die Wahrheitssuche auf. Und Ecclestone geht als Sieger eines Deals hervor – mal wieder.

Rückendeckung von Niki Lauda

Er kann jetzt genau so weitermachen wie zuvor, er darf weitertreiben, was er vor vier Jahrzehnten begonnen hat: Die Formel 1 lenken und gestalten, auf seine Art. Und mit seinen Methoden. Letzte Zweifel daran vertrieb der ehemalige Rennfahrer Niki Lauda, der inzwischen Aufsichtsratschef des Mercedes-Teams ist; der Konzern hat sich selbst strenge Grundsätze für eine korrekte Unternehmensführung auferlegt, so wie die meisten seiner Konkurrenten auch. Dennoch sagte Lauda öffentlich, dass es nach dem Deal in München keinerlei Einwände gegen Ecclestone als Formel-1-Chef gebe. Und wenn Mercedes die nicht hat, dürfte sie auch keiner der anderen Autokonzerne haben, die in die Formel 1 involviert sind.

Bernie Ecclestone ist ein grosser Mann, der ziemlich klein ist: 1,58 Meter misst er bloss, fast alle Menschen um ihn herum überragen ihn, immer. Sicher ist: Er wirkt deutlich grösser, wenn er nicht im Gerichtssaal ist – sondern unterwegs in der Welt, die er selbst geschaffen hat. In Monaco zum Beispiel, wo der Rennzirkus mit den schnellsten Autos und den mutigsten Fahrern der Welt jedes Jahr einmal gastiert. Meist so gegen zehn Uhr morgens macht Ecclestone sich von der Jacht, auf der er übernachtet hat, auf den Weg zu seinem Motorhome, einer Art mobilen Büros- und Aufenthaltsortes.

Wo er auftaucht, ist Aufruhr. Eine Gruppe junger Chinesinnen umringt ihn kichernd und will ein Gruppenfoto, Fans mit Formel-1-Kap-pen stürzen ihm entgegen und wedeln mit Bernie-Bildern, die er unterschreiben soll. Geduldig nimmt er sich Zeit für sie und kneift dabei immer wieder das rechte Auge zu, weil er nur mit dem linken wirklich sehen kann.

Je näher er dem Motorhome kommt, desto mehr Mächtige scharen sich um Ecclestone: die ehemaligen oder aktiven Formel-1-Manager Flavio Briatore, Luca Cordero di Montezemolo, Niki Lauda. In seiner Welt ist Bernie der Superstar.

Aber was ist das für ein Mann, der von manchen abgöttisch verehrt wird – und von vielen anderen abgrundtief gehasst, wie man in den Kommentarspalten von Artikeln lesen kann: als einer, der mit seinem Geld und Schelmerei immer irgendwie durchkommt? Und Recht und Gerechtigkeit in deutschen Gerichten angeblich verblassen lässt?

Die Frage, wer er ist, sollte auch der Prozess in München klären, denn sie ist es, die sich hinter dem Sachverhalt verbirgt: Ecclestone hatte dem ehemaligen Risikovorstand der Bayerischen Landesbank, Gerhard Gribkowsky, vor acht Jahren 44 Millionen Dollar zukommen lassen – das ist erwiesen. Deshalb wurde Gribkowsky 2012 zu achteinhalb Jahren Haft verurteilt, unter anderem wegen Bestechlichkeit. Aus welchem Grund erhielt Gribkowsky die Millionen wirklich? Darum ging es vor Gericht, und es gab zwei Versionen: Ecclestone habe Gribkowsky bestochen, um die eigene Macht zu sichern – das glaubte die Staatsanwaltschaft. Ecclestone habe das Geld überwiesen, damit Gribkowsky die Formel-1-Anteile an einen Finanzinvestor verkaufte, der seine Macht nicht bedrohte.

Ecclestones Verteidiger waren dagegen der Ansicht, Gribkowsky habe ihren Mandanten erpresst, indem er damit gedroht habe, Steuergeheimnisse zu veröffentlichen. Ecclestone: Opfer oder Täter? Diese Frage wird nun nicht

Je näher er seinem Motorhome kommt, desto mehr Mächtige scharen sich um Ecclestone.

mehr geklärt werden. Aber wer sich mit Ecclestons Vergangenheit beschäftigt, mit seinen Wegbegleitern spricht – und: mit ihm selbst –, der bekommt eine Ahnung davon, was für ein Mensch Ecclestone sein könnte.

Die einzige Möglichkeit, ihm nahezukommen, ist, auf dem Vorplatz von Ecclestons Motorhome zu warten, zum Beispiel in Monaco.

Hier treiben sich zahlreiche Männer herum, die Ecclestone seit vielen Jahrzehnten kennen. Roger Benoit, der Formel-1-Experte der Schweizer Boulevardzeitung *Blick*, ist einer von ihnen. Einmal wollte er in London den Spätnachmittag mit Bernie Ecclestone in einer Bar verbringen, die damals zu dessen Lieblingskneipen gehörte, «Swag and Tails» hiess sie. Als die beiden Männer sich auf den Weg dorthin machten, schien die Sonne. Trotzdem nahm Ecclestone zwei Regenschirme mit. «Warum tust du das?», fragte Benoit. «Du wirst sehen», antwortete Ecclestone. Bei Bier und Zigarren vergingen die Stunden in der Bar, und als die Männer sich auf den Heimweg machen wollten, war es schon dunkel. Draussen trommelte der Londoner Regen auf den Asphalt. «Jetzt hast du die Wahl», sagte Ecclestone zu Benoit. «Entweder du wirst pitschnass, bis wir wieder in meinem Büro sind. Oder du kaufst mir einen Schirm ab.» Ecclestone

wusste: Je dringender jemand ein Produkt zu einem gewissen Zeitpunkt haben möchte, desto teurer kann man es ihm verkaufen. Er lachte. Die Kneipe übrigens kaufte er später für drei Millionen Dollar und schenkte sie seiner Tochter Tamara – die sie abreissen liess.

Zocken ist sein Leben: um Deals und um Verträge. Ecclestone ist ein Spieler, und es ist der spielerische Wettkampf, der ihn antreibt, wenn er Geschäfte macht: Schwachstellen bei anderen identifizieren, den richtigen Zeitpunkt abwarten – und dann zuschlagen. Es dürfen ruhig auch mal andere gewinnen, solange er am Ende die Überhand behält. So war es schon immer.

Erste Gewinne auf dem Schulhof

Ecclestone wurde 1930 geboren und wuchs in Suffolk auf, das liegt im Südosten Grossbritanniens. Er entstammt einer armen Familie, der Vater war Fischer, die Mutter Hausfrau. Um seine Eltern und die jüngere Schwester zu unterstützen, half er als Kind bei der Kartoffelernte mit und sammelte Pferdeäpfel als Dünger für Mutters Garten auf. Wenn er etwas haben wollte, ein Fahrrad etwa, dann musste er es sich selbst verdienen, der Familie fehlte das Geld.

Also begann er, vor Schulbeginn zu den umliegenden Bäckereien zu laufen und Brot zu kaufen. Auf dem Pausenhof verkaufte er es an seine Mitschüler, gegen einen Aufschlag. Er machte also Gewinne – und fand Gefallen am Rechnen mit Brotpreisen, Margen und Mengen. Darin war er den meisten anderen schon damals überlegen. Er erweiterte sein Schulhofsor-timent, nahm Füllfederhalter darin auf und Spielsachen. Mit sechzehn ging er von der Schule ab und begann, Motorradteile zu verkaufen, bis er irgendwann Gebrauchtwagenhändler wurde. Fortan entwickelte er seine eigenen Methoden des Geschäftemachens.

Ecclestone habe ein «Händchen dafür gehabt, den Tacho-Stand zurückzudrehen», zitiert Ecclestone-Biograf Tom Bower einen ehemaligen Arbeitskollegen von damals. Auf diese Art soll er es geschafft haben, die Autos neuer aussehen zu lassen, als sie es waren – so dass er sie teurer verkaufen konnte, als angemessen gewesen wäre. Wenn Behördenvertreter in seinen Laden kamen, um nach dem Rechten zu sehen, habe Bernie es geschafft, sie mit einem Lächeln und einer guten Geschichte einzuwickeln; so habe er sich selbst aus der Klemme geholfen, schreibt der britische Journalist und Autor Bower, der vom Münchner Gericht auch als Zeuge vorgeladen worden war. Sein Buch über Ecclestone heisst denn auch «No Angel»: kein Engel.

Er trickste auch, wenn sich Kollegen trafen, um Wagen zu tauschen. Ecclestone handelte regelmässig mit Autos, die er nicht besass, um günstigere Deals abschliessen zu können. Es hat ihm nicht geschadet: Seine Umsätze stiegen, das Geschäft mit den Autos wurde grösser. Nebenbei fuhr er Rennwagen. Mitte zwanzig

» Fortsetzung auf Seite 41

Drei Jahrzehnte mit Ecclestone

Bernie Ecclestone ist ein kreativer Unternehmer und seriöser Geschäftspartner. Ein persönlicher Einblick von Paul Gutjahr

Meine erste persönliche Begegnung mit Bernie Ecclestone fand im Jahr 1981 statt. Damals war ich Sportpräsident des Automobil-Clubs der Schweiz, und Bernie war Präsident der Formula One Constructors Association. Ziel der Begegnung war meinerseits, einen Grand Prix der Schweiz in Dijon zu organisieren. Dank seiner Unterstützung ist es gelungen, diesen GP erfolgreich durchzuführen. Ein eigenartiger Ruf ging ihm damals schon voraus; ich wurde von verschiedener Seite davor gewarnt, mit ihm in eine Geschäftsbeziehung zu treten.

«Wichtiger Job» in München

Ein zweifelhaftes Image war und ist offenbar ein stetiger Begleiter des Selfmade-Milliardärs. Es bekam mit dem Bestechungsprozess in München, der kürzlich mit der Zahlung von hundert Millionen Dollar beendet worden ist, neuen Auftrieb. Schon anlässlich eines Kongresses im Juni erwähnte Bernie mir gegenüber, dass er hier einen wichtigen Job zu erledigen habe. Bei dieser Bemerkung blieb es, er machte keine weiteren Aussagen.

Inzwischen ist ja der Fall von den Medien breit abgehandelt worden. Ecclestone wurde nicht verurteilt, und es konnte ihm keine Schuld nachgewiesen werden. Seine hohe Zahlung wurde vielfach implizit als Eingeständnis einer Schuld ausgelegt und kommentiert. Dazu muss man wissen, dass solche Zahlungen für die Einstellung eines Verfahrens im deutschen Strafrecht üblich sind. Ihre Höhe bemisst sich nach den Vermögens- und Einkommensverhältnissen des Beschuldigten. Und dass diese bei Bernie bedeutend sind, ist ein offenes Geheimnis.

Mit Ausnahme des GP Schweiz waren und sind meine Beziehungen zu Bernie Ecclestone rein sportlicher Natur. Wir treffen uns regelmässig an Sitzungen der Fédération internationale de l'automobile (FIA), an welchen ich Auto Sport Schweiz vertrete, sowie im Rahmen meiner Funktion als Sportkommissar auf den Rennstrecken weltweit. Seine Dossierkenntnis ist beeindruckend. Ich schätze ihn im Rennsport als offen und korrekt. Er kümmert sich aber auch um kleinste Details. Dazu eine kleine Episode anlässlich eines Boxenbesuchs, bei dem ich zugegen war:

Bernie bemerkte, dass die Deckenbeleuchtung defekt war, ergriff kurz entschlossen einen Stuhl und behob selbst das Problem.

Als Mensch ist Ecclestone sehr unkompliziert, zielstrebig, direkt und dennoch gewinnend. Seine Erfolgsfaktoren sind sicher sein ausserordentliches Gedächtnis, eine schnelle Kombinationsfähigkeit und die Gabe, Menschen einzuschätzen. Einmal abgeschlossene Verträge hält er penibel ein und erwartet solches auch von seinen Partnern. Das kann für diese auch unangenehm werden – insbesondere, wenn sie schlecht verhandelt haben und Nachbesserungen möchten.

Dank seinen Kontakten zu Grössen aus Politik, Wirtschaft und Showbusiness – für welche die Grands Prix zur Bühne werden – ist es Ecclestone gelungen, aus den Sportanlässen begehrte Society-Events zu machen.

Sein heutiger Reichtum mag Neid erzeugen, ist aber eine Folge seiner unternehmerischen Tüchtigkeit. Das finanzielle Potenzial der Formel 1 hat er früh erkannt und sich über viele Jahre und in kleinen Schritten die kommerziellen Rechte gesichert. Besonders lukrativ sind die TV-Übertragungs-Rechte, da die Formel 1 nach den Olympischen Sommerspielen und der Fussballweltmeisterschaft die dritthöchsten Einschaltquoten erreicht. Auch ist

Bernie berechtigt, mit den Rennstrecken-Betreibern Verträge über die Durchführung der Rennen abzuschliessen.

Weit und breit kein Konkurrent

Dazu kommen die Werberechte entlang der Circuits sowie das Catering im erfolgreichen «Paddock Club», der die Bewirtung des VIP-Bereichs übernimmt. Die Idee für eine eigene Formel-1-Catering-Gesellschaft hat Bernie seinerzeit zuerst bei den Teams lanciert und ein gemeinsames Unternehmen vorgeschlagen. Weil aber kein Interesse an einem finanziellen Engagement bei den Markenteams vorhanden war, realisierte er das Projekt kurzerhand selbst. Solche und ähnliche Geschichten gäbe es viele zu erzählen: Bernie sieht Chancen als Erster und sucht sich Partner oder den Alleingang. Dabei musste er, wie jeder erfolgreiche Unternehmer, auch immer wieder den einen oder anderen Misserfolg verbuchen.

Den umfassenden Vertrag mit der FIA über sämtliche wirtschaftlichen Rechte hat Ecclestone mit Max Mosley, dem damaligen Präsidenten, ausgehandelt. Dieses Abkommen, gültig über viele Jahrzehnte, wurde von der Generalversammlung der FIA genehmigt – weit und breit gab es keinen Konkurrenten. Ecclestone ist ein Unikum und Unikat.

Der Berner **Paul Gutjahr**, 71, ist langjähriger Chairman of the Stewards der Formel 1.

Aufgezeichnet von **Florian Schwab**



«Ausserordentliches Gedächtnis»: Ecclestone (l.), Gutjahr, 2003 in Monaco.

war er, als er sich auf der Strecke in Monaco versuchte. Aber sein rechtes Auge taugt von Geburt an nicht viel, und das linke reichte nicht aus, um die Kurven scharf zu sehen. Er konnte sich nicht für den Grossen Preis qualifizieren, 1958 hörte er mit Fahren auf. Trotzdem liess er von da an kaum mehr ein Rennen aus, schon gar nicht in Monaco.

Er managte den Rennfahrer Jochen Rindt bis zu dessen Unfalltod, später gehörte ihm das Connaught-, danach das Brabham-Team. Die Formel 1 war damals ein chaotischer Haufen. Die Rennstreckenbetreiber gaben jedem Team irgendeine Summe, damit es antrete, keiner kam auf die Idee, nachzufragen.

Rennstallbesitzer Ecclestone begriff rasch, dass er und seine Kollegen künftig viel mehr Geld einnehmen würden, wenn sie den Streckenbetreibern mit einer gemeinsamen Stimme entgegentreten würden. Er bot den anderen an, als Verhandlungsführer aufzutreten, und forderte dafür ein paar Prozent Provision ein. Niemand sonst hatte Lust auf diesen Job, ganz im Gegenteil: Jeder hatte genug damit zu tun, den eigenen Stall zu managen. Deshalb waren schnell alle einverstanden. Diese Vereinbarung war der Grundstein für den Aufstieg der Formel 1 – und von Bernard Ecclestone.

Niemand sonst hatte Lust auf diesen Job, jeder hatte genug mit dem eigenen Rennstall zu tun.

Ecclestone war es auch, der erkannte, dass sich mit den Fernsehübertragungsrechten viel würde verdienen lassen. Also begann er, mit den Sendern zu verhandeln. Sie zahlen heute eine Menge Geld dafür, die Autorennen zu übertragen. Ecclestone hat aus der Formel 1 eine Geldmaschine gemacht. Zehn Milliarden Dollar soll sie wert sein. Und er hat viel dafür getan, seine Macht abzusichern: 2001 etwa schloss er mit dem Weltautomobilverband FIA einen Vertrag ab, der ihm für hundert Jahre die kommerziellen Rechte der Formel 1 zusichert. 300 Millionen Dollar hat Ecclestone das gekostet. Das ist dreimal mehr, als er wegen des Münchner Deals nun zahlen muss. Derweil lassen sich mit der Formel 1 jedes Jahr 1,6 Milliarden Dollar verdienen.

Je grösser das Geschäft in den vergangenen vierzig Jahren geworden ist, desto geheimnistuerischer wurde Ecclestone. Die Holding, der die Formel 1 gehört, ist dutzendfach verschachtelt; wie er Verträge ausgestaltet und was er dabei verdient – nur er selbst weiss es. Das ist es, was ihm eine so ungeheure Macht verleiht.

«Ich muss mich darum kümmern»

Als es in Monaco langsam Abend wird, öffnet sich die Schiebetür des Motorhome doch noch: Man darf eintreten. Nur kurz sieht Ecclestone auf und bedeutet einem, schon mal nach oben zu gehen. Er muss hier unten erst noch eine Verhandlung-



In den sechziger Jahren mit Graham Hill (l.).



1980, damals Besitzer des Brabham-Teams.



Formel-1-Rechte für hundert Jahre: Ecclestone (r.) mit Nelson Piquet (l.) am GP von Spanien, 1979.

runde mit sechs Chinesen abschliessen. Das Innere des Motorhome ist grau, die Sitzbänke im ersten Stock sind unbequem, auf einem Fernsehschirm fahren Rennautos im Kreis.

Ecclestone arbeitet praktisch immer. Einer seiner Bekannten erzählt, wie der Boss ihn manchmal wegen organisatorischer Details in Prozesspausen aus München anrief. Als Ecclestone in den zweiten Stock kommt, sagt er: «Stimmt, ich gebe immer hundert Prozent.» Er spricht sehr langsam, und zwischen den Sätzen ist sein Atem zu hören. Warum ruht er nicht mal aus? Er wird im Oktober immerhin 84 Jahre alt. «Ich will eine gute Rendite für die Menschen herausschlagen, mit denen ich zusammenarbeite», sagt er. Für die Menschen – und für sich, möchte man hinzufügen.

Wer wie viel bekommt und warum, ist unklar. Als der Bayerischen Landesbank ab dem Jahr 2002 sechzig Prozent der Formel-1-Anteile gehörten, wollte der Banker Gribkowsky deshalb grössere Mitspracherechte erwirken. Gleichzei-

tig planten Ferrari, Renault und BMW, eine Konkurrenz-Rennserie zur Formel 1 zu gründen. Die Alleinherrschaft Ecclestons wurde im April 2005 auf einmal von allen in Frage gestellt: von Anteilseignern und alten Weggefährten.

Für Ecclestone muss es eine Erleichterung gewesen sein, dass die BayernLB 2006 auf Gribkowskys Betreiben hin ihre Formel-1-Anteile an den Finanzinvestor CVC Capital Partners verkaufte. Dort stellt niemand mehr seine Position in Frage. Gribkowsky erhielt danach 44 Millionen Dollar. «Aber wofür?», hat ihn der Vorsitzende Richter während des Prozesses in München gefragt. «Diese Frage habe ich mir gestellt», sagte Gribkowsky daraufhin.

Fragt man Ecclestone, was seine Rolle in der Formel 1 sei, so antwortet er: «Ich bin mit der Formel 1 gross geworden, und die Formel 1 ist mit mir gross geworden. Ich habe das Gefühl, ich muss mich so gut darum kümmern, wie ich kann.»

Alina Fichter ist Reporterin der Zeit.



«An mir kommt keiner vorbei!»: der Schwarze Ritter in «Die Ritter der Kokosnuss».

Kein Film, aber grosses Kino

Wenn man verstehen will, was derzeit im Gazastreifen passiert, muss man zwei Filme gesehen haben: «Die Ritter der Kokosnuss» von Monty Python und «Der Untergang» von Oliver Hirschbiegel und Bernd Eichinger. *Von Henryk M. Broder und Norbert Jessen*

Es ist ein Kampf ohne Anfang, den der Schwarze Ritter ficht. Er schlägt gerade den Grünen Ritter tot, als König Artus auf ihn trifft. Nicht zwischen Euphrat, Jordan und Nil, sondern in Britanniens grünen Nebelwäldern. «Ich bin beeindruckt», sagt der König und will den Schwarzen Ritter in seine Runde aufnehmen. Doch der schweigt. Ob wort- oder sprachlos, ist da noch unklar, auf jeden Fall zeigt er sich als nicht verhandlungsfähig. Was wiederum den König nur leicht aus der Fassung bringt; rechtschaffen will er weiterziehen. Doch der Schwarze Ritter versperrt ihm den Weg und wird sogar redselig: «An mir kommt keiner vorbei!»

Soll heissen: Er ist nicht etwa verhandlungsunfähig, sondern einfach nicht verhandlungsbereit. Für König Artus gibt es kein Vorbei, es sei denn, er kämpfe sich den Weg frei.

Kein Problem: Nach dem Hinweis, so ein Kampf könne auch ungünstig für die Beteiligten ausgehen, kommt es zum Schlagabtausch. Der Schwarze Ritter erweist sich mit dem

Schwert als nicht so gewandt wie mit Worten. Nach wenigen Sekunden verliert er seinen rechten Arm, dann den linken. König Artus glaubt sich schon als Sieger. Er hat nicht mit der geballten Verdrängungskraft des Schwarzen Ritters gerechnet. Der leugnet erst den Verlust, dann verharmlost er ihn: «Nur eine Fleischwunde.»

Dann ist alles nur noch eine Sache von zwei, drei, vielleicht auch vier Hieben. Eine äusserst

Der König ist ein feiges Schwein, wie er da auf einen Wehrlosen einhackt.

peinliche Angelegenheit für Artus. «Du Feigling», schleudert der inzwischen arm- und beinlose Schwarze Ritter dem König ins Gesicht. Ein Vorwurf, der ihn härter trifft als jeder Schwertschlag. Die Bilder lügen nicht: Der König ist ein feiges Schwein, wie er da auf einen Wehrlosen einhackt.

Am Ende schlägt Artus auch noch das Angebot des verbliebenen Ritterrumpfes aus, sich auf ein Unentschieden zu einigen. Er missachtet die Drohung des ritterlichen Kopfes, der sich auf die Zukunft vertröstet: «Dann spiele ich mit deinem Sack Fussball.» Den neutralen Zuschauern von «Die Ritter der Kokosnuss» bleibt nicht der leiseste Zweifel: Artus kann besser mit dem Schwert umgehen, aber der Schwarze Ritter ist der moralische Sieger.

«Der Untergang» war einer der besseren deutschen Filme der letzten Jahre, obwohl er von vielen Rezensenten in die Tonne geschrieben wurde. Eichinger und Hirschbiegel würden das Dritte Reich verharmlosen, in Wirklichkeit sei alles noch viel schlimmer gewesen, Bruno Ganz sei als Hitler viel zu «menschlich». Es war ausgerechnet Marcel Reich-Ranicki, der darauf erwiderte, natürlich sei Hitler «ein Mensch und kein Elefant» gewesen.

«Der Untergang» spielt im Führerbunker unter der Reichskanzlei in den letzten Tagen des Krieges. Obwohl die russischen Truppen



Bis zum letzten Blutstropfen: «Der Untergang».

nur ein paar hundert Meter vor der Kommandozentrale stehen und die Top-Nazis wissen, dass das Ende naht, machen sie weiter, als hätten sie noch eine Chance, das Grand Finale abzuwenden, denn der Führer will es so, und keiner traut sich, ihm zu widersprechen.

«Tippe gerade das Testament des Führers»

Es gibt unglaublich starke Szenen in dem Film, die den Wahnsinn der letzten Stunden einfangen. Da kommt Goebbels, gespielt von Ulrich Matthes, in das Vorzimmer des Führers. «Ich muss Ihnen sofort mein Testament diktieren», sagt er zur diensthabenden Sekretärin. «Ich tippe gerade das Testament des Führers», antwortet die. «Gut, dann versuche ich es später noch einmal», sagt Goebbels und geht.

In einer anderen Szene sieht man einen ambulanten Henker, der sich seinen Weg durch die Trümmer bahnt, auf dem Weg zu Todeskandidaten, die aufgrund der äusseren Umstände nicht mehr ordentlich hingerichtet werden konnten, derweil Hitlers Vasallen einander absetzen und befördern und sich gegenseitig Hochverrat vorwerfen.

Nun ist Gaza im Juli 2014 nicht Berlin im Mai 1945, und Ismail Hanija, der immer noch einflussreiche Ex-«Ministerpräsident» im Gazastreifen, ist nicht Hitler. Was die Hamas-Kämpfer mit der SS gemeinsam haben, ist ihre Vorliebe für schwarze Uniformen. Aber es gibt

noch eine auffällige Parallele: den Willen zum Untergang auf Kosten der anderen. Auch Hanija sitzt irgendwo in einem Bunker und lässt den Chef der Kassam-Brigaden verkünden, seine Kämpfer seien «begierig zu sterben». Dabei hat die Hamas die Sprecher des Uno-Hilfswerks für palästinensische Flüchtlinge (UN-RWA), des Roten Kreuzes und anderer Organisationen angewiesen, im Zusammenhang mit

Nach der Vorführung wird kein Toter wieder zum Leben erwachen.

den Toten im Gazastreifen nur von «unschuldigen Zivilisten» zu sprechen. Bis jetzt wurden auch keine Namen von «Märtyrern» bekanntgegeben, deren Wunsch zu sterben in Erfüllung gegangen ist.

Hanija und seine Kader sind fest entschlossen, bis zum letzten Blutstropfen derjenigen zu kämpfen, für die es keine Plätze im Führerbunker gibt.

Selber schuld, könnte man sagen, denn die Bewohner des Gazastreifens haben vor acht Jahren die Hamas an die Macht gewählt. «Auf eine demokratische Weise», wie in den westlichen Medien immer wieder betont wurde.

Die Hamas ihrerseits denkt freilich nicht daran, den Menschen im Gazastreifen die Gelegenheit zu geben, sie wieder abzuwählen. Wie

es sich für eine im Kern totalitäre und nach aussen idealistische Bewegung gehört, klebt sie an der Macht, denn die ist mit Pfründen verbunden. Der «Sprecher der Rettungskräfte», ein Hamas-Mann, gibt jeden Tag die neueste Zahl der Getöteten bekannt, es sind alles «unschuldige Zivilisten»; bewaffnete Kämpfer scheint es im Gazastreifen nicht zu geben. Die Raketen feuern sich selbst ab.

Derweil zeigt das Hamas-Fernsehen in seinem Kinderprogramm Dreijährige, die zum Kampf «gegen die Juden» gedrillt werden. Ihnen steht eine Karriere als «Märtyrer» bevor.

Die toten Kinder aber gehen auf das Konto Israels; der zu Recht empörte und entsetzte «Tagesschau»-Zuschauer vergisst darüber, dass die Hamas Zivilisten als Schutzschilder benutzt. Und weil es ihm niemand sagt, kann er auch nicht wissen, dass Kinder beim Bau der Tunnels eingesetzt werden, wobei allein im Jahre 2012 mindestens 160 zu Tode gekommen sind – nach Angaben der Hamas. Aber von diesen Kindern gibt es keine Bilder, und wenn es welche gäbe, wären sie nicht so spektakulär wie die Bilder der Bombenopfer.

Leider ist der Krieg zwischen Israel und der Hamas kein Film, sondern bittere, grausame Realität. Nach der Vorführung wird kein Toter wieder zum Leben erwachen. Niemand kann bestreiten, dass die Palästinenser die Opfer sind. Aber am Drehbuch ihrer Leiden haben nicht nur die Israelis mitgeschrieben. ○

Der älteste Hass der Welt

Blasphemievorwurf, Ritualmordlegenden, Weltverschwörungslüge und gelber Stern: Wie der Antisemitismus in der Antike entstand, warum er bis heute überlebt hat und weshalb er politisch relevant geblieben ist – besonders im Nahen Osten. *Von Pierre Heumann*

Ein Antisemit, sagte einmal ein Humorist, sei einer, der die Juden etwas mehr auf der Latte habe als das normal sei. Diese «Normalität» hält sich hartnäckig seit der Antike. Gerade in diesen Tagen zeigt sich, wie aktuell das alte Thema ist: Der Krieg im Gazastreifen führt zu heftigen antijüdischen Reaktionen in Europa. In Deutschland ist wieder «*Hamas, Hamas, Juden ins Gas*» zu hören, in Brighton wurde eine Synagoge mit «*Befreit Gaza*» verschmiert, auf Twitter sind Hashtags wie «*Hitler tat nichts Ungutes*» populär. Antisemitische Ausbrüche in London, Brüssel, Paris oder London veranlassten das amerikanische Nachrichtenmagazin *Newsweek* zur alarmierenden Titelgeschichte «*Exodus: Warum Europas Juden schon wieder fliehen*».

Die bis heute wirksame paranoide Kraft antisemitischer Mythen sei nur zu verstehen, wenn man deren religiöse Wurzeln und ihren auf die Antike zurückgehenden Ursprung berücksichtige, schreibt der israelische Antisemitismusforscher Robert S. Wistrich in seinem Buch «*A Lethal Obsession*» (Eine tödliche Obsession). Für die heidnischen Vielgötterverehrer war der Glaube der Juden an einen einzigen Gott eine Herausforderung. Niemand sonst weigerte sich so stur wie die Hebräer, die Götter der Nachbarn anzuerkennen oder deren Tempel zu beschenken. Weil Juden nichts mit der Vielgötterei am Hut hatten, schotteten sie sich von der Umwelt gesellschaftlich ab. Die Heiden entwickelten in der Folge Reaktionen, die in Judenhass ausarteten.

Durch keine Ratio zu erschüttern

Allerdings: «Das Abschotten hätte nicht unbedingt zur Feindschaft und zu Hass führen müssen», sagt der Historiker Moshe Zimmermann von der Hebräischen Universität Jerusalem. Wenn eine Gruppe von Menschen auf Ablehnung stößt, suchen die anderen nach einer Begründung dafür und erfinden ein Vorurteil: «Das funktioniert dann wie eine Schranke, die das Nachdenken eliminiert und das kritische Hinterfragen verunmöglicht», meint Zimmermann. Je nach historischer Situation können sich aus dem Vorurteil über «den anderen» soziale und politische Einstellungen und Klischees entwickeln, die durch keine Ratio zu erschüttern sind.

Geburtsort des Judenhasses ist Alexandrien. Dort führte die heidnische Abneigung gegenüber den «abergläubischen und gottlosen» Juden vor 2400 Jahren zur Mythenbildung. So

kursierte in der ägyptischen Stadt, in der die hellenistische Kultur dominierte, erstmals das Gerücht, dass Juden einmal im Jahr einen Griechen kidnappen und mästen würden. Er würde, wenn fett genug, von der jüdischen Gottheit verzehrt werden, munkelten die Alexandriner ab dem 3. Jahrhundert v. Chr. Diese Legende mutierte später zum Vorwurf des Ritualmordes.

Einer der ersten Herrscher, die am Monotheismus der Juden Anstoss nahmen, war Antiochos Epiphanes, der sich um 170 v. Chr. als Gott verehren liess. Er zwang die Juden, Zeus anzubeten, und verbot jüdische Riten. Sie wurden als «gottloses abergläubisches Volk» angefeindet, das die Götter der anderen verabscheue. Das erste aktenkundige Pogrom fand denn auch in Alexandria statt, im Jahre 38 v. Chr. Dort genoss die jüdische Minderheit unter römischer Herrschaft zwar Privilegien, die sie gegenüber den Griechen der Stadt besserstellten. Als es aber zu wilden Ausschreitungen gegen Juden kam, unternahm der römische Gouverneur nichts, um die Minderheit vor dem Mob zu schützen. Stattdessen bestrafte er die Opfer: Er sprach den Juden Bürgerrechte ab und zwang

«Die Protokolle der Weisen von Zion» sind in arabischen Ländern bis heute ein Bestseller.

sie, fortan in einem engen Quartier der Stadt zu wohnen – das erste überlieferte Getto der Geschichte.

Der Blasphemievorwurf fand im frühen Christentum seine Fortsetzung. Die Botschaft, Jesus sei der Sohn Gottes, war für Juden nicht hinnehmbar. Als im 4. Jahrhundert Konstantin der Grosse das Christentum zur offiziellen Staatsreligion des Römischen Reichs deklarierte, wurden die Juden marginalisiert. Die Weigerung der Juden, Jesus als Messias anzuerkennen, wurde zum unverzeihlichen Fehler, der ewigen Fluch auf sich ziehe. Mit dem ersten Kreuzzug (1096) wurde ihre Lage noch schlechter. Dessen Anführer schwor 1099, dass er «kein einziges Mitglied der jüdischen Rasse» am Leben lassen werde.

Der Vorwurf «Christus-Mörder» setzte sich im kollektiven Bewusstsein Europas fest. Die Konsequenzen liessen nicht lange auf sich warten. Ein Konzil erliess 1215 ausgrenzende und diskriminierende Bestimmungen gegen die Juden. So wurde ihnen zum Beispiel befohlen,

einen gelben Stern zu tragen. Von öffentlichen Ämtern wurden sie ausgeschlossen, Ehe und Verkehr mit Christen untersagt. Die Juden wurden an den Rand der Gesellschaft abgedrängt. Ende des 13. Jahrhunderts beschloss das Konzil von Breslau, dass Juden nur noch in für sie bestimmten Vierteln wohnen dürfen.

Die Ritualmordlegende kehrt zurück

Antijüdische Vorurteile wurden über einen heimtückischen Transmissionsmechanismus von Generation zu Generation weitergereicht. Als im 14. Jahrhundert die Pest weite Teile Europas verwüstete, war es sofort klar, wer da-



«Christus-Mörder»: Orthodoxe Juden vor der

für verantwortlich sei: nicht die prekären hygienischen Verhältnisse, sondern die Juden, weil sie die Brunnen vergiftet hätten. Pogrome waren die Folge.

Die Ritualmordlegende aus der Antike kehrte in neuem Gewand zurück: Juden würden christliche Kinder entführen, um sie zu ermorden, und ihr Blut für das Backen der ungesäuerten Brote (Mazza) verwenden. In Europa wurde diese Anschuldigung erstmals im Jahr 1144 verbreitet, nachdem in Norwich (England) ein zwölfjähriger christlicher Knabe kurz vor Ostern ermordet worden war. Ohne dass Beweise vorgelegen hätten, wurden die Juden des Ortes kollektiv schuldig gesprochen. Ein paar Jahre später behauptete ein jüdischer Konvertit, dass die Juden von Norwich ein christliches Kind gekauft und es gefoltert hätten, so wie Jesus gefoltert worden sei. Ritualmordvorwürfe wiederholten sich europaweit – in Italien, Polen oder Spanien zum Beispiel. In Bern erinnert bis heute der Chindlifresserbrunnen an den Ritualmordvorwurf von 1288.

In der islamischen Welt ging es Juden über Jahrhunderte hinweg zwar besser als in christlichen Ländern. Anders als im Abendland waren die Juden nicht auf Gettos beschränkt, gab es für sie keine Berufsverbote und durften sie Land besitzen. Aber sie mussten, wie übrigens auch die

«Die Protokolle der Weisen von Zion» sind in arabischen Ländern bis heute ein Bestseller.

Christen, Schutzgelder bezahlen und galten als Bürger zweiter Klasse. So durften sie zum Beispiel keine Pferde reiten oder Waffen tragen und wurden gezwungen, ein gelbes Abzeichen zu tragen.

Der Koran lieferte die religiöse Grundlage für die Diskriminierung der Juden. Im Koran werden sie als «Schweine, Affen, Diener des Teufels und Lügner» beschimpft. Zudem wurde der Import der Blutlegende in den arabischen Raum von europäischen Katholiken und fran-

zösischen Politikern unterstützt, was dieser eine unverdiente Glaubwürdigkeit verlieh. Zu antijüdischen Ausschreitungen kam es in der Folge auch im islamischen Raum.

In Europa stellte inzwischen ein deutscher Journalist und Linkspolitiker den jahrtausendealten Judenhass auf eine neue Grundlage: Wilhelm Marr. Er wollte die Vorurteile aus dem religiösen Zusammenhang lösen und erfand einen neuen Begriff: Antisemitismus. Marr, der die «rassistischen Eigenschaften» von Juden betonte, gehörte zu Beginn des 20. Jahrhunderts zu den einflussreichsten Judenhassern. Seine Behauptung, die Juden würden die Kernwerte der deutschen Moral und Kultur gefährden, wurde von vielen Autoren aufgenommen und stiess in der deutschen Elite sowie im Mittelstand auf breite Zustimmung. (Noch) sprachen die Antisemiten nicht von Vernichtung – aber die implizite Forderung, dass die deutsche Gesellschaft entjudet werden müsse, war unmissverständlich. Sie wurde in der Folge von Adolf Hitler bis zum bitteren Ende umgesetzt.

Während Marr den Judenhass erstmals auf eine rassistisch-biologische Schmähdgrundlage stellte, entstand auf Veranlassung der zaristischen Geheimpolizei um 1900 ein besonders einflussreiches Pamphlet: «Die Protokolle der Weisen von Zion». Es sprach von einer «jüdischen Verschwörung» zur «Eroberung der Welt». Das Dokument, so wurde behauptet, enthalte ein geheimes Protokoll des ersten Zionistenkongresses, der 1897 in Basel tagte und die politische Grundlage für den künftigen Staat Israel legte.

Folgenschwere Übersetzung ins Arabische

Diese plumpe Fälschung sollte belegen, dass der Bürgerkrieg in Russland, die Oktoberrevolution und die Februarrevolution das Werk der Juden waren. Kopien der Protokolle wurden im ganzen russischen Reich verteilt und in zahlreiche Sprachen übersetzt. Eine der folgenswerteren Übersetzungen war diejenige ins Arabische. Die politische Relevanz der über hundert Jahre alten Fälschung ist evident. Die Protokolle sind in arabischen Ländern bis heute ein Bestseller und liegen in den Buchläden neben Hitlers «Mein Kampf» auf. In der Charta der radikalislamischen Hamas wird auf die Protokolle explizit Bezug genommen, und iranische TV-Journalisten behaupten, gestützt auf das Machwerk, dass Israel, die zionistische Gründung, bloss ein erster Schritt auf dem Weg zur Eroberung des Nahen Ostens und der Welt sei. Dass Radikalislamisten überzeugt sind, dass das alles kein Märchen, sondern Wahrheit sei, macht es umso schwieriger, an einen guten Ausgang des israelisch-palästinensischen Konflikts zu glauben.



Klagemauer in Jerusalem.

Robert S. Wistrich: A Lethal Obsession: Anti-Semitism from Antiquity to the Global Jihad. Random House, 2010

Afrika startet durch. Schön wärs

Afrika berechtigt immer wieder mal zu den schönsten Hoffnungen. Im Moment geht gerade die Kunde von sagenhaften Wachstumsraten um. Doch bei genauerem Hinsehen wird schnell klar, dass die Wachstumsstory aus leerem Stroh gedroschen ist. *Von Wolfgang Drechsler*

Gäbe es den Konjunktiv nicht, für Afrika müsste er erfunden werden. Was könnte mit all den Edelmetallen und anderen Bodenschätzen bewirkt werden, die in seinem Boden schlummern. Die Landwirtschaft könnte aufblühen und enorme Überschüsse produzieren. Allein das Aufstauen des Kongo würde genug Energie freisetzen, um damit fast ganz Afrika zu beleuchten. Das Potenzial des Kontinents wäre schier grenzenlos.

Glaubt man Unternehmensberatern und Finanzinstitutionen, ist die Möglichkeitsform längst Realität geworden: Die Afrikanische Entwicklungsbank prophezeit dem Kontinent für 2014 eine Wachstumsrate von 4,8 Prozent. Noch optimistischer ist der Internationale Währungsfonds, der den 48 Ländern südlich der Sahara Zuwächse von 5,5 Prozent voraussagt. Auch US-Präsident Barack Obama zeigte sich auf einem von ihm – natürlich – als «historisch» beschriebenen Gipfel mit 50 afrikanischen Staatschefs fest davon überzeugt, dass der Schwarze Kontinent die «nächste grosse Erfolgsstory der Welt» schreiben wird.

Dass Afrika tatsächlich Erfolgsgeschichten produziert, beweisen die von Optimisten mit Vorliebe ins Feld geführten Ausnahmestaaten Mauritius und Botswana: Die kleine Inselrepublik punktet zum einen dank dem Tourismus, zum anderen dank ihren erfolgreichen Freihandelszonen für die Textilindustrie. Und im dünnbesiedelten Steppenland Botswana haben sich die Diamantenvorkommen als Stütze der Demokratie erwiesen. Denn Botswanas Regierung investiert die Einnahmen in die Infrastruktur und lässt die Gelder nicht wie fast überall in Afrika in den Taschen der Machthaber verschwinden. Repräsentativ sind die beiden Länder freilich nicht: Nur 0,3 Prozent der rund 1,3 Milliarden Afrikaner leben hier.

Aber zur Euphorie besteht trotz solcher Lichtblicke wenig Anlass. Mit Nigeria und Kenia sind ausgerechnet die vermeintlichen Wirtschaftslokomotiven des Kontinents ins Visier von Islamisten geraten. Im Südsudan und in Zentralafrika toben zwei fast unlösbare Bürgerkriege. Die unerwartet schnelle Ausbreitung des Ebola-Virus in Westafrika zeigt zudem, wie extrem labil der Kontinent angesichts nicht vorhandener Gesundheits- und Bildungssysteme noch immer ist.

Eigentlich reicht schon ein einfacher Blick, um viele der gegenwärtig kursierenden Wachstumsstories als Hype zu entlarven: Wer sich in den afrikanischen Metropolen etwas abseits der

Stadtzentren mit ihren neuen Bürogebäuden umschaute, erkennt oft kaum Unterschiede zur Lage vor zehn oder zwanzig Jahren. Zwar verfügen die meisten Afrikaner nun vielerorts über ein Handy, doch befindet sich die restliche Infrastruktur meist noch immer in einem desaströsen Zustand. Bis heute gibt es weder eine geteerte Strasse noch eine Bahnlinie, die Afrika von Nord nach Süd oder von Ost nach West durchquert. Auch fehlt fast überall eine halbwegs intakte Energieversorgung, die das Lebensblut jeder modernen Volkswirtschaft ist. Der Erdölstaat Nigeria etwa erzeugt für seine 175 Millionen Menschen nur fünf Prozent des Stroms, den Brasilien für seine 200 Millionen

Bis heute gibt es keine Bahnlinie, die Afrika von Nord nach Süd oder von Ost nach West quert.

Einwohner generiert. Ständige Stromausfälle machen eine geordnete Industrieproduktion unmöglich. Eine Folge: Die wertvollen Rohstoffe werden weiterhin im Ausland und nicht in Afrika veredelt.

Apropos Rohstoffe: Mehr als fünfzig Jahre nach Beginn der Unabhängigkeitsbewegung hängen die meisten Staaten noch immer von einer einzigen Ressource ab, die unverarbeitet nach Übersee exportiert wird. Kupfer im Kongo und in Sambia, Kakao in der Elfenbeinküste, Eisenerz in Guinea, in Angola Öl und in Niger Uran. Fertigprodukte hingegen müssen teuer im Ausland angeschafft werden – vom Nagel

über die Windel bis zum Wein; Maschinen, Autos oder Elektrogeräten sowieso. Selbst die Landwirtschaft hinkt hinterher: Gegenwärtig sind 35 der 48 schwarzafrikanischen Länder Lebensmittelpolier. Seit den siebziger Jahren hat sich Afrikas Anteil an den weltweiten Agrarexporten auf unter vier Prozent halbiert.

Zündstoff Bevölkerungswachstum

Niemand kann heute sagen, wie angesichts der versäumten Industrialisierung des Kontinents Arbeitsplätze für eine Bevölkerung geschaffen werden sollen, die sich nach jüngsten Projektionen bis 2050, also binnen nur einer einzigen Generation, auf 2,7 Milliarden verdoppeln dürfte.

«Euphoriewellen», die ein phänomenales Durchstarten Afrikas vorhersagten, habe es schon seit den achtziger Jahren immer wieder gegeben, meint Robert Kappel, der langjährige Präsident des Hamburger Giga-Forschungsinstituts. «Was dann kam, waren aber meist Enttäuschungen.» Dass diesmal alles anders sein soll, will der Wissenschaftler schon deshalb nicht recht glauben, weil er im enormen Bevölkerungszuwachs keineswegs nur potenzielle Kunden, sondern auch jede Menge sozialen Zündstoff erkennt.

Selbst vermeintliche Erfolgsgeschichten wie Ghana geben Anlass zur Vorsicht. Um die Wirtschaft vor dem Absturz zu bewahren, musste das Land erst zu Monatsbeginn den Währungsfonds um Finanzhilfe bitten. Der Grund für die aus dem Ruder gelaufene Verschuldung: Die Gehälter im öffentlichen Dienst wurden um satte 75 Prozent erhöht. Während die Regierung das Geld für ihre Staatsdiener mit vollen Händen ausgibt, sind die Preise für Gold und Kakao hinter den Erwartungen zurückgeblieben.

Auch im hochgelobten Tansania gefährden ausgerechnet die Öl- und Gasvorkommen die Stabilität des politisch weitgehend stabilen Landes. Denn die Landbevölkerung merkt, dass sie von den Pipelines, die China baut, nichts hat. Reichlich spät erkennen auch anderswo immer mehr Afrikaner, dass China kein selbstloser Helfer ist, sondern knallharte Eigeninteressen verfolgt. Und China ist auch nicht bereit, Afrika beim Aufbau dringend benötigter Institutionen wie etwa einer effizienten Verwaltung zu helfen. Politisch verfolgt Peking eine Politik der völligen Nichteinmischung. Deshalb kommt China mit allen afrikanischen Diktatoren prima aus und ermöglicht ihnen oft das Überleben.





Ausnahme von der Regel: Touristenparadies Mauritius.



Rohstoff für die Demokratie: Diamantenprüfer in Botswana.



Fast unlösbarer Bürgerkrieg: südsudanesische Soldaten.



Verdoppelung in einer Generation: Slum in Dschibuti.

Darüber hinaus haben die vielen Billigimporte aus Fernost grossen Schaden angerichtet. Das bisschen Industrie, das – etwa bei Textilien – aufgebaut worden war, wurde weitgehend zerstört. Nicht zu vergessen: China schafft noch nicht einmal Arbeitsplätze. Die Arbeiter für die Grossprojekte bringen die Chinesen gleich selber mit. Rund fünftausend sind es etwa allein beim Bau einer Eisenbahn von Mombasa nach Nairobi.

Lahmende Tiger

Wie irreführend Zahlen im afrikanischen Kontext sein können, hat zuletzt Nigeria gezeigt, das seine Wirtschaftsleistung von 300 Milliarden Dollar auf 500 Milliarden aufpustete – durch einen schlichten Rechenrick. Die

Statistikbehörde gewichtete lediglich einige Sektoren wie Telekommunikation oder die Unterhaltungsbranche stärker. Für den einfachen Nigerianer haben die statistischen Kunstgriffe indes keine Bedeutung. So verdienen noch immer mehr als zwei Drittel der Nigeria-

Die Arbeiter für die Grossprojekte bringen die Chinesen gleich selber mit.

ner weniger als zwei Dollar am Tag – und dies in der angeblich grössten und wichtigsten Volkswirtschaft des Kontinents.

Selbst Afrika-Optimisten gestehen zumindest hinter vorgehaltener Hand ein, dass auch

sie nicht wissen, ob das bislang wieder nur vom Rohstoffboom getragene Wachstum in Afrika diesmal wirklich nachhaltiger sein wird oder ob es erneut bei einem Strohfeder bleibt. Ein Kontinent auf den Spuren der asiatischen Tiger – wie es zu Jahresbeginn beim Weltwirtschaftsforum in Davos antönte?

Dazu wäre vor allem eines unabdingbar: Die Afrikaner müssten endlich anerkennen, dass ihre Probleme zu neunzig Prozent hausgemacht sind und dass die eigenen Eliten aus Eigennutz jedes Gemeinwohl hintertreiben. Doch solange die Afrikaner immer anderen die Schuld für Armut, Elend, Hunger, Kriege und wirtschaftliche Stagnation zuschieben, wird der Konjunktiv auf dem Kontinent noch lange regieren. ○

Eine Seuche made in Hollywood

Ebola ist der fast perfekte Killer – wenn man sich erst einmal angesteckt hat. Doch sich zu infizieren, ist nicht so leicht, wie es reisserische Filme und Romane darstellen. Eine Geschichte über Horror, Hysterie und Heilung. *Von Leigh Cowart*



Keine Krankheit entfesselt unsere Fantasien so sehr wie Ebola: infizierter spanischer Priester wird am 7. August aus Nigeria evakuiert.

Am 13. Oktober 1976 sah Dr. Frederick A. Murphy etwas, was die Welt auf Jahrzehnte hinaus in Schrecken versetzen sollte. Einige Tage zuvor war in der amerikanischen Gesundheitsbehörde CDC in Atlanta ein Päckchen aus Zaire mit der Blutprobe eines Patienten eingetroffen, allerdings in beklagenswertem Zustand: Die Glasröhrchen waren während des Transports zerbrochen. Statt das gesamte Material sofort sterilisieren zu lassen, konnte Murphys Kollegin Dr. Patricia Webb aus dem feuchten Baumwollappen, der sich in dem Päckchen befand, ein wenig Flüssigkeit gewinnen. Nachdem das Virus ein paar Tage in einer Gewebekultur zugebracht hatte, bereitete Dr. Murphy eine Probe zur Untersuchung im Elektronenmikroskop vor. Sobald die fadenförmige, geschlungene Gestalt des Virus klar zu erkennen war, schaltete er das Mikroskop sofort aus. Er musste die Umgebung, in der er die Probe vorbereitet

hatte, seine Geräte und die Schutzkleidung desinfizieren. Höchste Eile war geboten.

Dann richtete Dr. Murphy seine Aufmerksamkeit wieder auf die Probe. Er glaubte, Marburg-Viren gesehen zu haben, tödliche Filoviren, die hämorrhagisches Fieber auslösen können, und verschoss eine ganze Kassette mit

Ebola und Ungeheuer haben eine Gemeinsamkeit: Beide sind ganz unwahrscheinliche Todesursachen.

Aufnahmen, ohne zu ahnen, dass er gerade als erster Mensch das schlanke, schlingenförmige Ebola-Virus fotografiert hatte.

«Ebola»: Der Name ist heutzutage ein Synonym für Schrecken. Dass ein Strang von etwa 280 Aminosäuren, der kaum mehr als simple Informationen trägt, auf so unvorstellbar grau-

same Weise töten kann, zeugt von der Brutalität der Natur in ihrem molekularen Kern. Es ist eine Sache, Lebensformen auf der Makroebene zu fürchten – Angst vor dem Hai im Ozean zu haben, die durch ihn zugefügten Verletzungen zu sehen, die Hautfetzen, die herumflattern wie bunte Fähnchen beim Kindergeburtstag, den Beinstumpf zu sehen und die Geschichte darüber zu hören und mit Schauern über die Effizienz eines uralten Raubtiers nachzudenken. Eine ganz andere Sache ist es, zu sehen, wie der Körper eines Infizierten sich von innen her auflöst und wie das Innere durch alle nur möglichen Körperöffnungen herausfließt, sich darüber klarzuwerden, dass etwas so Tödliches in dieser Unsichtbarkeit wirken kann und sich nur in dem Zerstörungswerk zeigt, das es am Ende hinterlässt. Ebola-Viren und Meeresungeheuer haben jedoch eine Gemeinsamkeit: Beide sind ganz unwahrscheinliche Todesursachen.

Ebola wurde 1976 durch zwei gleichzeitige Epidemien bekannt, obwohl es sich um zwei unterschiedliche Stränge des Virus handelte – das Sudan-Virus (Sudan ebolavirus) und das Ebola-Virus (Zaire ebolavirus). Im Sudan gab es 284 Fälle und 151 Tote bei einer Sterblichkeitsrate von 53 Prozent, in Zaire starben 280 von 318 diagnostizierten Patienten, was einer Letalität von 88 Prozent entspricht.

Keine Therapie, kein Impfstoff

In den knapp vier Jahrzehnten, die seitdem vergangen sind, hat Ebola seine Geheimnisse noch immer nicht offenbart. Es gibt kein erkennbares Muster, wann es zu Ausbrüchen kommt, es gibt keine eingeführte Therapie und keinen Impfstoff. Wir sind nicht einmal sicher, wo sich das Virus zwischen den Ausbrüchen versteckt, wenngleich einiges darauf hindeutet, dass Flughunde das Reservoir sind. Wir wissen, dass fünf der sechs bekannten Ebola-Viren für den Menschen gefährlich werden können, wir wissen, dass die Krankheit durch Kontakt mit dem Blut oder den Ausscheidungen infizierter Tiere übertragen wird. Wir wissen, dass der Samen eines Überlebenden fast zwei Monate ansteckend bleiben kann. Ach ja – und meine Lieblingsstatsache: Wir wissen, dass man das Virus mit Seife töten kann.

Trotz allem ist Ebola noch immer ein unberechenbarer und schrecklicher Besucher. Im Februar dieses Jahres kam es in Guinea zu einem Ebola-Ausbruch. Das Virus hat inzwischen auf Liberia und erstmals auch auf Sierra Leone übergegriffen, Mittlerweile sind mehr als 1000 Menschen gestorben. Zunächst glaubte man, es handle sich um den Zaire-Strang, doch inzwischen geht man von einer eigenen Spezies aus. Und zum ersten Mal ist Ebola in der guineischen Hauptstadt Conakry aufgetaucht, einer Hafenstadt mit etwa zwei Millionen Einwohnern. Die Weltgesundheitsorganisation (WHO) hat diesen Ausbruch als besonders besorgniserregend eingestuft – selbst Nordamerika hielt den Atem an, als ein Patient in Saskatchewan mit Ebola-Verdacht unter Quarantäne gestellt wurde. Zum Glück haben die Behörden gut auf das Risiko reagiert, und es stellte sich heraus, dass der Betreffende, der kurz zuvor aus Liberia zurückgekehrt war, sich weder mit einem Ebola-Virus noch mit einem verwandten Virus infiziert hatte. Dass überhaupt von der Quarantäne berichtet wurde – und die Annahme, der Fall könne mit dem Ausbruch in Afrika zu tun haben, durchaus plausibel erschien –, zeigt nur, wie tief Ebola in unseren Albträumen verankert ist.

Wohl keine andere Krankheit entfesselt unsere Fantasien so sehr wie Ebola. Sie dient unserer Popkultur als der schiere Albtraum – von Richard Prestons 1994 erschienenem Non-Fiction-Thriller «Hot Zone», der die ersten Tage von Ebola nachzeichnet, bis zu der TV-Serie «Outbreak» (1995). Selbst die Zombies in «The

Walking Dead» bluten aus toten Augen, während sie Menschenfleisch essen. Man kann sich kaum Schlimmeres vorstellen als ein Virus, das dazu führt, dass Menschen in dem zerstörten Wrack ihres eigenen Zytokin-Sturms verenden, in Körpern, aus denen Blut und Tod fliesst und die sich in Ebola-Virus-Replikationsmaschinen verwandelt haben.

Der Schrecken von Ebola rührt nicht zuletzt daher, dass diese Krankheit die Vorstellung von einem «guten Tod» durchkreuzt. Das Sterben ist unübersehbar, wenn sich der Tod auf diese Weise ankündigt: Körper, die sich von innen heraus auflösen; die Geräusche und Gerüche von krankem Blut, von Scheisse und Galle, die

Das Sterben ist unübersehbar, wenn sich der Tod auf diese Weise ankündigt.

aus einem noch nicht ganz toten Körper austreten. Niemand wird den Sterbenden in den Arm nehmen, niemand wird von seinem «friedlichen Gesichtsausdruck» reden, als schlafe er nur. Der Tote wird nicht bestattet, sondern verscharrt. Aber tot ist tot ist tot. Und trotz aller Übel – impliziert und geflüstert oder gesehen und gerochen – könnte Ebola tatsächlich sehr viel schlimmer sein.

Durch Blut übertragene Infektionen wie etwa bei HIV oder Hepatitis B und C verbreiten sich auf dieselbe Weise. Das Interessante an Ebola-Virionen ist jedoch, dass sie, sobald sie in einen menschlichen Wirt eingedrungen

sind, sich nicht langsam aufbauen wie die von Masern oder Röteln, sondern umgehend zur Tat schreiten. Sie wollen sich replizieren, aber das ist nicht so einfach. Zuerst muss das Virus die menschlichen Zellen nutzen, um infektiös zu werden. Und das ist letztlich der Weg, wie es den Menschen tötet.

Monster, die im Dunkeln leben, sind oft viel schrecklicher als solche, auf die das helle Licht wissenschaftlicher Erforschung und Erkenntnis fällt. Sie auf etwas zu reduzieren, was wir wissenschaftlich einordnen können, macht ihren unvorstellbaren Schrecken zu etwas Vertrautem. So ist es auch bei Ebola. Wir kennen die Schrecken von «durchschnittlichen» Todesfällen. Es gibt zumindest eine allgemeine Vorstellung davon, auf welche Weise Krebs oder Herzinfarkt oder Schlaganfall töten. Aber Ebola, weit entfernt und bestens geeignet für Fantasiebilder, ist zu einer Legende geworden, und wie bei den meisten Legenden ist die Wahrheit nicht ganz so schrecklich wie die Erzählung. Aber bevor wir aus diesem Albtraum erwachen, schauen wir uns diesen berüchtigten Killer etwas genauer an.

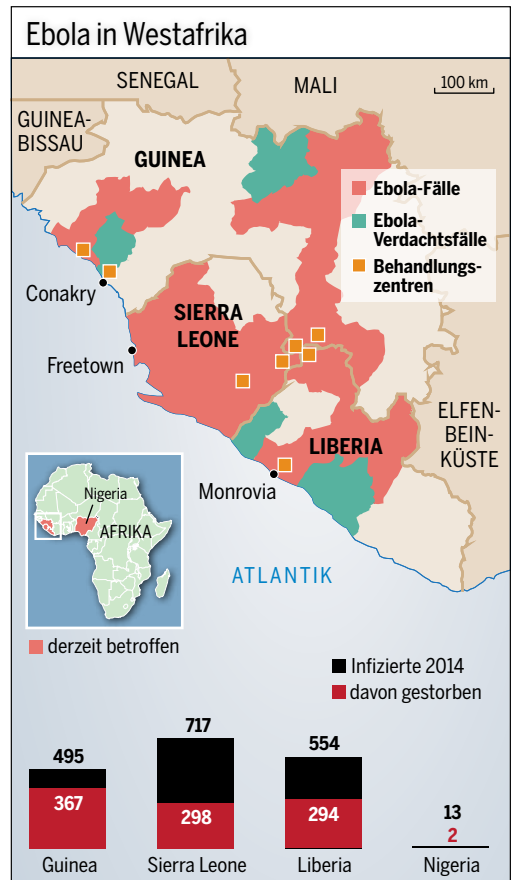
Warum das Virus unentdeckt bleibt

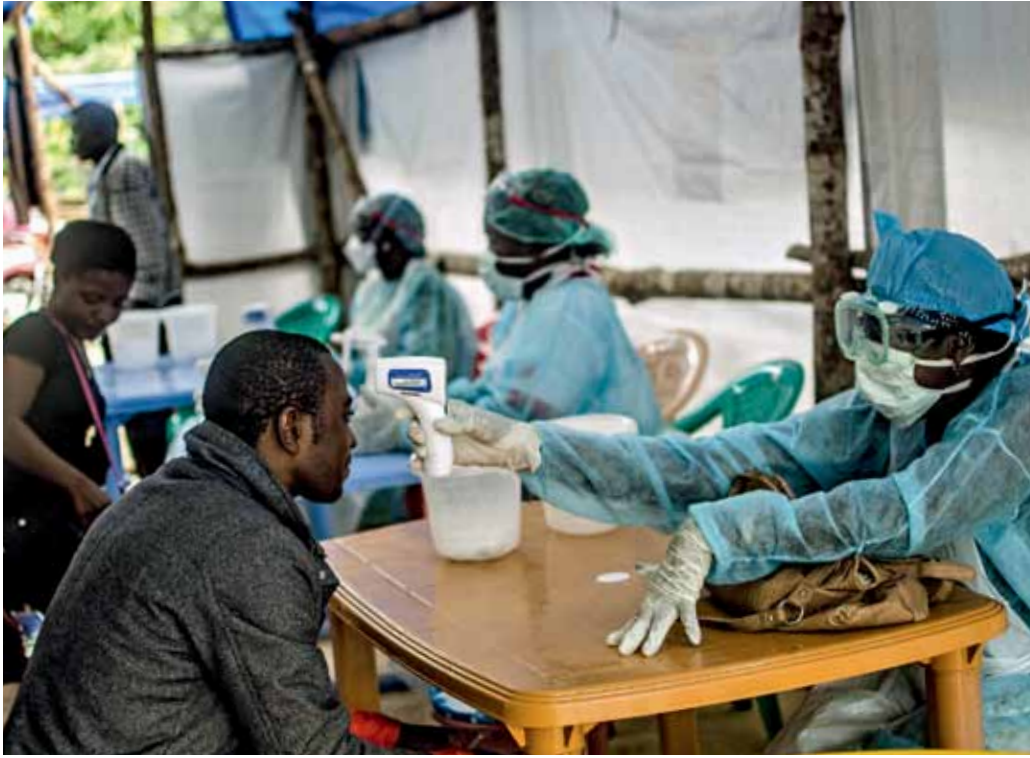
Der menschliche Körper hat alles, was Ebola zu seiner Vermehrung braucht. Das Virus, das gewissermassen die Blaupause für weitere Virionen ist, nutzt die menschliche Zelle zur Replikation. Und wenn die Zelle vollgepackt ist mit Ebola-Virus-Kopien, entwickeln sich die Virionen in einer kleinen Membranhülle. Durch diese Lipidmembran passiert ein spitzen Glykoprotein, der Schlüssel, mit dessen Hilfe das Ebola-Virion die benachbarte Zelle aufschliesst und der Prozess aufs Neue beginnt.

Natürlich bringt das alles nichts, wenn das Ebola-Virus erwischt wird. Der menschliche Körper enthält zwar alle Stoffe, die für die Replikation der RNA des Virus notwendig sind, aber er enthält auch alle Abwehrstoffe, die das Virus unschädlich machen können, bevor es sich einnistet. Das Ebola-Virus sondert ein Glykoprotein ab, das es ihm ermöglicht, unentdeckt zu bleiben, indem es dafür sorgt, dass das Immunsystem nicht mehr Alarm schlagen kann. Als Erste reagieren Neutrophile, das sind bestimmte weisse Blutkörperchen. Diese Phagozyten treten binnen Minuten nach dem Angriff in Erscheinung und schützen den Betroffenen, indem sie den ganzen bedrohlichen Mist auffressen. (Sie sind der Hauptbestandteil von Eiter, der deswegen auch gelblich ist.) Wenn man sich Neutrophile als Rettungsfahrzeuge denkt, dann kommt Ebola und stoppt die Kommunikation mit der Einsatzleitung. Für Ebola sind wir schlicht eine Maschinerie. Und es ist unsere eigene Maschinerie, die uns tötet.

Aus Sicht nüchterner Naturwissenschaftler ist leicht nachzuvollziehen, dass man Ebola-

» Fortsetzung auf Seite 51





Platonisches Ideal einer Katastrophe: Ebola-Checkpoint in Sierra Leone.

Viren schön finden kann – so effizient, so zielstrebig, so geschickt und von so eindrucksvoller Fähigkeit, sich in einem Wirt zu vermehren. Und für uns Aussenstehende, die wir die Nachrichten verfolgen mit einer abgrundtiefen Furcht, die aus dem Wissen entsteht, dass diese Viren in der Welt des internationalen Flugverkehrs existieren – für uns ist Ebola das platonische Ideal einer Katastrophe geworden, die regelmässig ganze Populationen dahinrafft.

«Lieber Grippe-Patienten»

Aber was ist mit denjenigen, die diese Seuche aus nächster Nähe mitbekommen – Ärzte und Pfleger, die ihr Leben riskieren, wenn sie sich um die Opfer kümmern, medizinische Feuerwehrleute, die zu einem Grossbrand gerufen werden? Craig Manning ist ein Mitarbeiter des CDC, ein Kommunikationsexperte, der bei Missionen wie dem Ausbruch von Rift-Valley-Fieber auf Madagaskar 2008 und bei dem Ebola-Ausbruch in Uganda 2007 eingesetzt war. Als ich kürzlich mit ihm sprach, war er gerade aus Guinea zurückgekehrt, dem Ort des jüngsten Ebola-Ausbruchs. «Wenn Sie mich fragen, ob ich lieber mit Grippe- oder mit Ebola-Patienten das Zimmer teilte, dann muss ich Ihnen sagen, dass ich lieber mit Ebola-Patienten in einem Zimmer wäre», sagt Manning.

«Weil ich weiss, wie ich mich schützen kann. Aber bei Grippe, die aerogen übertragen wird, werden Schutzmassnahmen in diesem engen Raum vermutlich nicht viel bringen. Ebola überträgt sich nicht so leicht von Mensch zu Mensch, aber Grippe überträgt sich sehr leicht von Mensch zu Mensch.» Seit dem ersten Auftreten von Ebola 1976 hat es 2586 Erkrankte gegeben und 1717 Tote. Das entspricht einer

Sterblichkeitsquote von 66,4 Prozent, also etwa zwei Dritteln, aber an Grippe sterben ungefähr 500 000 Menschen jedes Jahr. An Ebola sind in 38 Jahren weniger als 3000 Menschen gestorben. Und an Grippe? Neunzehn Millionen.

Richard Prestons Thriller «The Hot Zone» habe ich zum ersten Mal gelesen, als ich elf Jahre alt war, und seitdem vergleiche ich jede potenzielle Katastrophe mit dem «Tod durch Ebola». Das Buch ist drastisch und drama-

Ebola ist eine makabre Fantasie, nicht, weil sie so wahrscheinlich ist, sondern, weil sie es nicht ist.

tisch; die Schilderung eines todkranken Patienten, aus dessen Augen Blut tritt und der seine Gedärme aus dem Leib scheidet, ist eindrucksvoll. Aber so schrecklich es auch sein mag, es ist vielleicht nicht das akkurateste Porträt der Gefahr, die von diesem speziellen Monster ausgeht.

Eine wirkungsvolle Reaktion auf einen Ausbruch ist erstaunlich simpel. Bereits einfache Massnahmen wie etwa Schutzkleidung sowie Handschuhe und Desinfektionsmittel sind ziemlich erfolgversprechend. Infizierte laufen schliesslich nicht lange herum, denn schon bald können sie das Bett nicht mehr verlassen. Das Virus ist zu heiss – man drosselt den Pool neuer Wirte, und es unterdrückt sich selbst.

Aber bei dem gegenwärtigen Ausbruch hat die guineische Hauptstadt Conakry die allerersten Fälle von Ebola überhaupt erlebt. Und wir haben es hier nicht mit einem Dorf oder einer abgeschiedenen Region zu tun, sondern mit

einer Hafenstadt, die etwa so gross wie Montreal ist. Was macht man, wenn Ebola in einer Hafenstadt von der Grösse Montreals auftritt?

«Vor Ort stellt man zunächst fest, wer anwesend ist, wer die Anweisungen gibt, wie und wo wir zusammenarbeiten und wie wir miteinander kommunizieren», sagt Manning. Er und sein CDC-Team hatten nicht nur den Auftrag, eine Bevölkerung von etwa zwei Millionen aufzuklären, sondern auch, Panik zu verhindern. Wenn sie durch die Stadt fuhren, verfolgten sie im Radio Berichte über Ebola, um einschätzen zu können, ob sich ihre Botschaft in der gewünschten Weise verbreite. Manning betont, dass es wichtig sei, auch bei grösster Hitze immer mit offenem Fenster zu fahren, um nicht den Eindruck zu erzeugen, dass man sich von der Bevölkerung absondern wolle.

Flirt mit dem eigenen Ende

Vielleicht verrät unsere Obsession mit dem Schrecken namens Ebola mehr über uns selbst als irgendetwas sonst. Dass die Krankheit so selten tötet und, aus unserer Sicht, in so fernen Gegenden der Welt auftritt, macht sie noch gespenstischer. Sie ist absolut grauenhaft, gewiss, und doch könnte man fragen, ob ein Krebs im fortgeschrittenen Stadium nicht genauso grauenhaft ist. Die Angst vor Ebola ist morbider Eskapismus, ein Flirt mit unserem eigenen unausweichlichen Ende, eine Gelegenheit, sich mit unserer eigenen Sterblichkeit auseinanderzusetzen. Ebola ist unsere makabre Fantasie, nicht, weil sie so wahrscheinlich ist, sondern, weil sie es nicht ist. Für viele im Westen ist Ebola nicht im Hinblick auf sein Auftreten und den Krankheitsverlauf bedeutsam, sondern weil es für etwas ganz Bestimmtes steht.

In Beschreibungen des Ebola-Virus wird oft darauf hingewiesen, dass es die Form eines Hirtenstabs habe – eine kleine Erinnerung daran, dass auch wir Herdengeschöpfe sind und der Hirte, wenn unsere Zeit gekommen ist, die Herde töten wird, auf welche Weise auch immer. Die ersten Ebola-Ausbrüche wurden 1976 registriert, in selben Jahr, in dem die Pocken weltweit ausgerottet wurden. Eine Seuche trat an die Stelle einer anderen. Seitdem müssen wir erkennen, dass Antibiotika nichts mehr ausrichten und Krankheiten, früher durch Impfung verhinderbar, mit Macht wieder zurückkehren. Wir haben Sars und Mers erlebt und müssen feststellen, dass wir gegen Tuberkulose machtlos sind. Was wird als Nächstes kommen? Wir wissen es nicht. Die Zukunft der Infektionskrankheiten ist ungewiss. Fest steht nur: In dem Wettrüsten zwischen Mensch und Natur sollte man nicht gegen die Bank wetten.

Der Beitrag erschien im Online-Magazin *Hazlitt*.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

«Händewaschen ist die halbe Miete»

Wie gefährlich ist Ebola wirklich? Ein Interview mit Jonas Schmidt-Chanasit, Chef der Virologie am Bernhard-Nocht-Institut für Tropenmedizin in Hamburg. *Von Wolfgang Koydl*

Herr Schmidt-Chanasit, die Weltgesundheitsorganisation hat den internationalen Notstand wegen Ebola ausgerufen. Heisst das, dass das Virus nun über den Globus rasen wird wie die Erreger der Pest oder der Spanischen Grippe?

(Lacht) Sicher nicht. Die Massnahme war eher ein Verwaltungsakt. Schon sinnvoll, weil man damit die Aufmerksamkeit in den benachbarten westafrikanischen Ländern Mali oder Elfenbeinküste erhöht und entsprechende Massnahmen einleiten kann.

Aber ist das nicht Panikmache, vor allem für europäische Medienkonsumenten?

Schon irgendwie. In Europa oder Nordamerika muss sich niemand vor Ebola fürchten, auch wenn Fälle importiert werden. Wir sind so gut vorbereitet, dass wir die Krankheit identifizieren und isolieren können. Problematisch wäre es, wenn sich Ebola innerhalb Afrikas verbreiten würde, etwa nach Ägypten. Und auch viele Länder in Südostasien wären überhaupt nicht darauf vorbereitet. In Thailand etwa könnte man Ebola vermutlich gar nicht diagnostizieren.



«Es gruselt»: Virologe Schmidt-Chanasit.

Wenn ich in der liberianischen Hauptstadt Monrovia lebe, einen Bürojob habe und mir meine Lebensmittel auf dem Markt kaufe – welche Chance habe ich dann, mich anzustecken?

Wenn Sie keine Affenköpfe oder Flughunde essen, ist das Risiko minimal. Wer gefährdet ist, sind die engsten Familienangehörigen von Erkrankten, die die Patienten pflegen und die Verstorbenen waschen. Auf dem Markt können Sie sich nicht anstecken, denn wer ernsthaft erkrankt ist, dem geht es wirklich schlecht, der kann keine Bananen mehr verkaufen. Und die Übertragung erfolgt über Körperflüssigkeiten – Blut, Speichel, Erbrochenes. Die Marktfrau müsste also schon blutig auf die Banane gehustet haben, und Sie müssten dann in die ungeschälte Banane beißen. Das ist eher unwahrscheinlich.

Der Krankheitsverlauf bis zum Tod ist ziemlich dramatisch, scheusslich und recht endgültig. Wenn ich weiss, dass ich Ebola habe, wäre es da nicht besser, ich bringe mich gleich um?

Bitte bringen Sie sich nicht um. Wir sehen ja auch in Westafrika, dass gute medizinische



Gut vorbereitet: Prävention in Sierra Leone.

Betreuung und vor allem eine frühe Diagnose die Überlebenschancen erhöhen. Vorher hatten wir eine Todesrate von neunzig Prozent, aber sie konnte auf siebenzig, fünfzig, sogar vierzig Prozent gesenkt werden. Wichtig ist, dass ein Patient gar nicht erst in einen kritischen Zustand gerät.

Was ist denn mit den vermeintlichen Wundermedikamenten wie ZMapp?

Das ist eines von vielen experimentellen Medikamenten. Es ist keine Pille, sondern eine passive Immunisierung, wie wir sie von Tollwut kennen. Man muss sehr vorsichtig mit ihnen sein, denn wenn sie bei einem Patienten anschlagen, können sie bei einem anderen einen anaphylaktischen Schock auslösen. Es wäre fatal, sie in grossem Massstab einzusetzen, selbst wenn sie in ausreichenden Mengen verfügbar wären, was nicht der Fall ist.

Manchmal wird der Vorwurf erhoben, die Pharmaindustrie entwickle kein

«Die Marktfrau müsste schon blutig auf die Banane gehustet haben.»

Mittel gegen Ebola, weil die Krankheit ja doch nur Schwarze in Afrika treffe.

Das ist genauso mit anderen seltenen Krankheiten, die auch Europäer und Amerikaner treffen. Sie sind so selten, dass kein Markt dafür da ist. Die horrenden Entwicklungskosten würden sich einfach nicht rentieren. Die Industrie ist ja keine Kirche. Das kann man von Roche oder Novartis nicht erwarten. Wenn man das ändern will, dann muss sich schon die Politik engagieren – auch finanziell.

Es gibt ja auch andere finstere tropische Krankheiten wie Lassa- oder Marburg-Fieber. Warum löst ausgerechnet Ebola diesen Horror aus?

Daran ist der Hollywoodruhm von Ebola schuld, Filme wie «Outbreak» oder «Contagion». Wenn man nur den Namen hört, gruselt es die Medien und die Presse. Aber an Lassafieber etwa erkranken jedes Jahr sehr viel mehr Menschen in Westafrika als an Ebola. Aber bei Ebola ist es wohl allein der Name, der so eingängig ist.

Man sagt, dass eines der wirksamsten Mittel gegen diese Horrorseuche das Händewaschen ist.

Richtig. Händewaschen ist schon die halbe Miete. Ganz einfache Hygienemassnahmen reichen gemeinhin aus, um sich zu schützen.

Herzensglück und Narben des Lebens

Die britische Schriftstellerin Rosamunde Pilcher gilt als die Kitschautorin schlechthin – zu Unrecht. Sie erzählt wunderbare moderne Märchen, die manchen unter die Haut gehen. So sehr, dass ihre Leserschaft Realität und Fiktion verwechselt. Was ist ihr Erfolgsrezept? Von Rolf Hürzeler

Ein Gefühl, das die meisten kennen, aber nicht auszusprechen wagen: «Sie passte nicht in diese merkwürdige neue Welt und fürchtete, dass sie nie hineinpassen würde.» Dieser Gedanke quält Penelope, die Protagonistin des Romans «Die Muschelsucher» der britischen Schriftstellerin Rosamunde Pilcher. Mit der streckenweise autobiografischen Familiensaga schaffte die Autorin 1987 den internationalen Durchbruch – mit 63 Jahren. Das Buch war während Wochen auf der Bestsellerliste der *New York Times*.

Da gibt es keine heile Welt, wie man glauben könnte: Menschen sterben, Beziehungen zerbrechen, Lug und Betrug gehören zum Zusammenleben. Und die Leser dürfen keineswegs auf ein Happy End mit vollkommenem Glück hoffen. Typisch für die Pilcher-Romane: Am Schluss ist die Welt zwar in Ordnung, aber die Protagonisten müssen mit den Schrammen des Lebens zurechtkommen.

Die in Schottland lebende, neunzigjährige Dame, ist eine Schriftstellerin zum Naserümpfen. Wer immer auf sie angesprochen wird, kennt zwar den Namen, hat aber angeblich keinen ihrer ZDF-Fernsehfilme gesehen, geschweige denn ein Buch von ihr gelesen – oder behauptet das zumindest. Doch die Auflagezahlen verraten anderes: Pilcher hat weltweit über sechzig Millionen Bücher verkauft, allein die «Muschelsucher» erzielten zwei Millionen verkaufte Exemplare im deutschsprachigen Raum. Selbst die linke *Tageszeitung* kann sich der Pilcher-Welt nicht entziehen: «Geeignet wie kaum ein anderes für ein gemütliches Wochenende unter der «Kuscheldecke», schrieb das Blatt über den letzten Pilcher-Roman «Wintersonne». Das war vor drei Jahren; die Lady mag seither nicht mehr schreiben und hat sich aus der Öffentlichkeit zurückgezogen.

Aber die märchenhafte Reise geht weiter. Im ZDF stehen seit Jahren Pilcher-Filme am Sonntagabend im Programm. Wer vor der Arbeitswoche das gesellschaftliche Elend des «Tatorts» nicht erträgt, wendet sich den lauschigen Mittelstandsdramen im englischen Südwesten zu. Was dazu führte, dass Tausende von deutschsprachigen Touristen in Cornwall nach Spuren von Pilchers fiktiven Geschichten suchen. Die Schicksalsdramen gehen ihren Lesern und vor allem Leserinnen so sehr ans Herz, dass sie zwischen Realität und Fiktion nicht unterscheiden können. Was in einem Roman aus dem Leben gegriffen ist, muss doch Wirklichkeit sein.

Fünfzehn Romane hat die Spätzünderin Rosamunde Pilcher geschrieben, deren Motive in

120 Filmen umgesetzt wurden, zuletzt in der diesjährigen ZDF-Produktion «Mein unbekanntes Herz»: Eine erkrankte, verheiratete Frau aus dem oberen Mittelstand bekommt ein neues Herz transplantiert. Der Mann der tödlich verunfallten Spenderin will sie kennenlernen; die beiden verlieben sich ineinander. So weit, so banal, nur: Aus dieser Anlage entwickelt der Film ein plausibles Beziehungsdrama, das manchem ans Herz geht. Nämlich das Dilemma einer Frau in den besten Jahren mit Familie, die sich zwischen zwei Männern entscheiden muss. Das ist zwar keine ganz neue oder gar originelle Geschichte, aber sie ist in der einen oder anderen Version universelles Erlebnisgut, wie sich das für ein gutes Märchen gehört – nachvollziehbar für alle.

Auch ihr Prunkstück «Die Muschelsucher» spielt mit den Unzulänglichkeiten im Zwischenmenschlichen, streckenweise stereotyp gewiss, aber deswegen nicht minder überzeugend: Im Mittelpunkt stehen eine ältere Dame und ihre drei erwachsenen Kinder. Da ist der

Menschen sterben, Beziehungen zerbrechen, Lug und Betrug gehören zum Zusammenleben.

Sohn, ein liebenswürdiger Hallodri, eine seiner Schwestern ist eine unbedarfte Familienmutter, die unentwegt um gesellschaftliche Anerkennung kämpft, die andere eine erfolgreiche Geschäftsfrau – Typ: harte Schale, weicher Kern. Daraus webt Pilcher ein spannungsgeladenes Beziehungsgeflecht mit Motiven, die den Lesern bekannt vorkommen.

In der viktorianischen Erzähltradition

Wie immer geht es um Geld, Liebe und gesellschaftliche Anerkennung: Die Mutter ist Besitzerin eines wertvollen viktorianischen Gemäldes ihres Vaters, das zwei der Kinder versilbern wollen. Aber sie denkt nicht daran, das Werk zu verkaufen. Daraus entspinnt sich ein Generationenkonflikt, wie er in jeder Familie vorkommen kann. Das ist nicht Trivilliteratur im Stil einer Barbara Cartland, sondern steht in der viktorianischen Erzähltradition. Nicht eines Charles Dickens' natürlich, schon eher der frühen Romane von George Eliot oder Thomas Hardy. Auch wenn, das muss gesagt sein, andere Romane Pilchers sich mit Werken dieser Autoren nicht messen können.

Rosamunde Pilcher ist in Cornwall, im Flecken Lelant bei St. Ives, zur Welt gekommen. Sie wuchs wohlbehütet auf, der Zweite Weltkrieg brach aus. Für sie wie für alle Menschen ihrer Generation ein einschneidendes Erlebnis. Pilcher tat Freiwilligendienst beim Women's Royal Naval Service und arbeitete als Sekretärin im Aussenministerium. In jener Zeit verlor sie ihre grosse Liebe an der Front,



Unverwechselbare Qualität: Rosamunde Pilcher,

und der Vater, ein Marineoffizier, kehrte schwer verletzt auf die Insel zurück.

Die Autorin sprach in Interviews nie über Persönliches, aber ihr Sohn Robin Pilcher erklärt in einem Interview mit der *Welt am Sonntag* damit die «emotionale Zurückhaltung» seiner Mutter. Denn sie schrieb zwar stets über die tiefen Gefühle, zeigte sie aber nicht: «Sie war noch so jung. Und kam wie ihr Vater aus der emotionalen Waschmaschine des Krieges ohne grosse Emotionen heraus.» Und für Zärtlichkeit fehlt ihr das menschliche Vertrauen: «Wenn ich ihr einen Kuss geben würde, würde sie den Kopf wegdrehen», sagte der Sohn dem Blatt. Es mag ein Fall für die Psychoanalyse sein, warum eine Frau, die ihre Gefühlswelt unterdrückt, fast ausschliesslich über Liebe und Erfüllung, über Verlust und Trauer schrieb.

Die junge Rosamunde heiratete 1946 den Textilunternehmer Graham Pilcher, mit dem sie vier Kinder aufzog und bis zu dessen Tod vor fünf Jahren zusammenblieb. Sie zog nach Dundee in Schottland, wo sie bis heute lebt. «Es war ein pragmatisches Arrangement», sagt Robin Pilcher, der selbst Romane schreibt, die verfilmt werden. In den vierziger Jahren begann sie unter dem Pseudonym Jane Fraser zu schreiben, angeblich, weil sie als Armeeangehörige nicht publizieren durfte. Doch sie kam als Familienfrau zu wenig zum Schreiben und holte als Sechzigjährige das Verpasste in manischer Emsigkeit nach.

Was sie damals nicht wissen konnte: Ihre Bücher fanden auf dem Kontinent mehr Resonanz als in Grossbritannien. Das mag am ausgeprägten Klassencharakter der britischen Gesell-

schaft liegen. Denn die Leserschaft in den Agglomerationen von London und Birmingham empfindet das Landleben des oberen Mittelstands als keinen erstrebenswerten Traum, sondern als degenerierte Daseinsform einer verachteten Klasse.

Eine Viertelmillion Pilger in Cornwall

In Deutschland dagegen entdeckte das ZDF den Wert dieser Märchenstoffe, die sich wunderbar für Drehbücher eignen. Die Verfilmungen gehen seit 1993 unter dem Titel «Herzkin» über den Sender und gehören mittlerweile zum Image des TV-Kanals. Und ein Ende ist nicht abzusehen. «Die Erfolgsmarke Pilcher wird bleiben, was sie bisher ausgezeichnet hat – unverwechselbare Qualität, emotionales Erzählen und *very British*», sagt ZDF-Redaktorin Andrea Klingenschmitt in der Marketingsprache.

Der geschäftsmässige Jargon ist berechtigt, hat sich doch in Cornwall ein touristischer Pilcher-Zweig entwickelt. Heerscharen von jährlich einer Viertelmillion deutschsprachiger Rosamunde-Enthusiasten pilgern nach Cornwall, um zu sehen, wo denn die Märchen wahr wer-

Da wird die geliebte Fiktion gegen gutes Geld zu scheinbarer Wirklichkeit.

den. Zum Beispiel im Tudor-Anwesen von Peter Prideaux-Brune an der Nordwestküste der Grafschaft, wo das ZDF viele Filmepisoden gedreht hat. Der Unternehmer freut sich über Dutzende von Reisebussen, die im Sommer Besucher auf seinen entlegenen Landsitz bringen. Prideaux-Brune hat exakt begriffen, wie er seine Kundenschaft begeistern kann. Er empfängt sie in der Eingangshalle am liebsten im Morgenrock, als wäre er gleich einem Roman der Autorin entsprungen – da wird die geliebte Fiktion gegen gutes Geld zu scheinbarer Wirklichkeit. Jedes gute Märchen, so wünscht man es, muss ein bisschen wahr sein. Prideaux-Brune kann heute im Rentenalter das Glück nicht fassen, das ihm widerfahren ist. Der ehemalige Londoner Strafverteidiger öffnete nach der Ausstrahlung von Pilcher-Filmen in den neunziger Jahren sein Haus deutschen Besuchern. «Wir hofften damals auf einen Nebenerwerb, heute führen wir ein Unternehmen.» Das Vereinigte Königreich zeichnete die Schriftstellerin für diese Form der Tourismusförderung dankbar mit einem «Order of the British Empire» aus.

«Die Welt, die Gegenwart war vergessen. Was sie gerade entdeckte, war die Vergangenheit, Mamas Vergangenheit, von der sie bis jetzt nichts geahnt hatte, die sie sich nicht hatte träumen lassen ...», heisst es in den «Muschelsuchern». Zuckersüss? Gewiss; aber der Leser, der behauptet, alle Geheimnisse seiner eigenen Familie zu kennen, ist selber schuld. ○



Schriftstellerin.



Porzellan-Dame im Elefantenladen: «Dovima mit Elefanten» von Richard Avedon, 1955.



Dovimas Dressur

Von Daniele Muscionico

Dieses Bild ist eine Art Fahndungsbild. Eine «most wanted»-Fotografie der höheren Potenz. Die Aufnahme ist eine ganz besondere Affiche, der Tierschutz zum Beispiel könnte sie in Umlauf gebracht haben. Denn wer sind die Menschen, die feinsinnige Elefanten an groben Ketten halten? Wer sind die Kriminellen?

Das ist aber auch das Bild eines ganz anderen Falls, einer menschlichen Tragödie, der Porzellan-Dame im Elefantenladen. Genauer: im Winterzirkus von Paris 1955. Die Lady war damals *the most wanted*-Model, ein Supermodel vor Erfindung des Begriffs: Dovima alias Dorothy Virginia Margaret Juba (1927–1990), das Totem der goldenen Jahre der französischen Haute Couture. Dovima galt als schönste Frau der Fünfziger, eine Nofretete der Werbung und der Mode. Doch ihr Erfolg war dem Luxusstreben einer Zeit geschuldet, ähnlich wie die Fussfesselhaft bei Tieren der Präpotenz einer Ära geschuldet war.

«Skinny Dottie Pigtail» rief man sie in der Schule, Dovima, bestehend aus Kinn und Hüfte, der Gott der Modefotografie, Richard Avedon, aber sah sie 1955 anders. Er inszenierte sie in zerbrechlicher Künstlichkeit. Die Schöne und das Tier, allein die Berührung ihrer Hand macht aus Schwergewichten Ballettmäuse. Avedons Dressurakt mit Dame vereinte zwei Premieren: Kein Fotograf vor ihm hatte jemals ein Fotostudio in einem Elefantenstall aufgebaut, erstens. Und zweitens war das Kleid, das Dovima im Stroh zur Schau stellte, das erste Abendkleid für Christian Dior, das sein neuer, unbekannter Assistent entworfen hatte, Yves Saint Laurent.

Und Dovima? Das Mädchen aus Queens, das sich selbst einen Namen gab, der Grosses im Sinn hatte, erlebte den hohen Aufstieg und den tiefen Fall. Sie war die Muse von Richard Avedon, sie war das bestverdienende Model ihrer Zeit, man spricht von gigantischen 60 Dollar die Stunde. Doch bereits in den Sechzigern, als der Jugendkult und Twiggy Bewegung in den Modezirkus brachten, ging ihr Stern unter. Dovima gab ihren Abschied aus dem Scheinwerferlicht, sie verschwand, später sah man sie hinter der Theke einer Pizzeria in Florida wieder oder als Maskottchen eines Sportteams. Ein trauriges Ende, ein einsamer Tod. Die Erinnerung an sie, das Bild «Dovima with Elephants», liess sich das Modehaus Dior vor wenigen Jahren anlässlich einer Auktion rund 100 000 Franken kosten.

«Richard Avedon» im Museum Brandhorst, München, bis 9. November. Verwandte Ausstellung: «Zeitlos schön. Modefotografie von Man Ray bis Mario Testino», Museum Bellerive, Zürich, bis 19. Oktober.

Bestseller

Belletristik

- 1 (1) **Lori Nelson Spielman:** Morgen kommt ein neuer Himmel (*Fischer Krüger*)
- 2 (2) **Jean-Luc Bannalec:** Bretonisches Gold (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 3 (3) **Diana Gabaldon:** Ein Schatten von Verrat und Liebe (*Blanvalet*)
- 4 (4) **Donna Leon:** Das goldene Ei (*Diogenes*)
- 5 (5) **Michael Robotham:** Erlöse mich (*Goldmann*)
- 6 (6) **Anna Gavaldà:** Nur wer fällt, lernt fliegen (*Hanser*)
- 7 (7) **Jonas Jonasson:** Die Analphabetin, die rechnen konnte (*Carl's Books*)
- 8 (8) **Viveca Sten:** Beim ersten Schärenlicht (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 9 (10) **Isabel Allende:** Amandas Suche (*Suhrkamp*)
- 10 (–) **Jan Weiler:** Das Pubertier (*Kindler*)

Sachbücher

- 1 (1) **Giulia Enders:** Darm mit Charme (*Ullstein*)
- 2 (2) **Colleen Dorsey:** Rubberband Schmuck (*Scorpio*)
- 3 (3) **Wilhelm Schmid:** Gelassenheit (*Insel*)
- 4 (4) **Das grosse Schweizer Buch der WM 2014** (*Reinhardt*)
- 5 (7) **Fritz Hegi:** Mit Wander-Fritz durch die Schweiz (*Weltbild*)
- 6 (6) **Jamie Purviance:** Weber's Grillbibel (*Gräfe und Unzer*)
- 7 (5) **Ronald Gohl; Yannik Kobelt; Lukas Fischer:** 1001 Ausflugsziele (*Weltbild*)
- 8 (8) **Duden:** Die deutsche Rechtschreibung (*Bibliographisches Institut GmbH*)
- 9 (–) **Christopher Clark:** Die Schlafwandler (*DVA*)
- 10 (9) **Wolfgang Koydl:** Die Besserköner (*Orell Füssli*)

Quelle: SBVV/Mediacontrol

Apropos: Protestfreiheit

Filmfestivals verleihen gerne Ehrenausszeichnungen, um Persönlichkeiten anzulocken, deren Glamour auf den Anlass ausstrahlen soll. Das Locarno-Filmfestival ernannte dieses Jahr Regisseur Roman Polanski zum Spezialpreisträger, doch dieser sagte nach Protesten der CVP kurzfristig ab. Parteipolitiker fanden es unangebracht, jemanden auszuzeichnen, der wegen sexuellen Handlungen mit einer Minderjährigen vor vierzig Jahren von der US-Justiz verfolgt wird. Festivaldirektor Carlo Chatrion reagierte erbost: Der Protest sei eine «inakzeptable Einmischung in künstlerische Entscheidungen des Festivals». Vielleicht sollte jemand dem Festivaldirektor sagen, dass es nicht nur eine Kunstfreiheit gibt, sondern auch eine Protestfreiheit. Sogar für Leute, die anderer Meinung sind als man selbst. (rb)

Römer

Politik und Krieg

War Julius Cäsar ein Verbrecher aus gekränkter Ehre oder ein Botschafter einer besseren Welt? Von Werner Dahlheim

Niemand streitet über die welthistorische Bedeutung Cäsars. Er hat Gallien erobert und damit das Gesicht Mitteleuropas für immer geprägt. Vom Rhein bis zum Atlantik galten nun für viele Jahrhunderte das Wort und die Kultur Roms. Wer immer in Zukunft auf dieses Land blicken wird, sang Catull, wird es tun, um «die Orte zu besuchen, die an den grossen Cäsar erinnern: Galliens Rhein, das grausige Meer und am Rande der Welt die Britanier». Niemand zweifelt auch an Cäsars politischer Begabung, jedermann bewundert seine herausragende Intelligenz und seine meisterliche Feder.

Alles andere aber ist Gegenstand eines nicht enden wollenden Disputs. Jährlich bezeugen neue Bücher die Entschlossenheit der Nachwelt, diesem Römer auch sein letztes Geheimnis zu entreissen – gelungen ist es noch keinem. Gewiss, Cäsar steht im Mittelpunkt des Dramas vom Untergang einer Republik. Dieser gibt viele Rätsel auf. In welchem Zustand befand sie sich? Sties der General, der einen weltweiten Krieg gegen seine Heimatstadt führte, auf eine Staatsordnung, deren Tod längst beschlossene Sache war? Anders gefragt: Hatte die Adelskaste des römischen Stadtstaates ein Weltreich gewonnen, aber die Fähigkeit verloren, sich darin zurechtzufinden? War es Cäsars Verdienst, der Monarchie den Weg gebahnt zu haben, die allein den Bestand des Imperiums sichern konnte? Wenn dem so war, tat die Hand, die den letzten Streich führte, der Welt nicht unendlich Gutes, da sie ein politisches System zum Einsturz brachte, dessen Träger auf die eroberten Länder mit den Augen hungriger Wölfe sahen?

Von Göttern auserwählte Herren der Welt

Cäsar wurde im Jahr 100 v. Chr. im Haus der Julier geboren, die ihre Stammtafel bis zur Göttin Venus führten. Stolze Familien wie diese hatten seit langem in Politik und Krieg die Erfüllung ihres Lebens gefunden und gute Gründe zu glauben, sie seien die von den Göttern auserwählten Herren der Welt.

Die meisten von ihnen mussten in den Jahrzehnten des ersten Jahrhunderts v. Chr. lernen, dass nur wenige den Weg nach ganz oben fanden. Diese führten ihnen ergebene Armeen, fielen über die Könige des Ostens und die Stämme des Westens her, nahmen sich ihre Schätze und feierten, nach Rom zurückgekehrt, Triumphe. Die Bedeutsamsten sind schnell aufgezählt: Sulla, der Griechenland und die Anrainer der Ägäis besiegte und sich Rom und Italien unterwarf, Lucullus, dessen Legionen bis nach Arme-

nien marschierten, Pompejus, der das Mittelmeer von der Seeräuberplage befreite, Syrien unterwarf, Jerusalem eroberte und die Grenze zu Arabien überschritt, und Cäsar, der den Rhein zum römischen Grenzfluss machte.

Sie alle waren überzeugt, anders und besser als ihre Standesgenossen zu sein. Sie geboten wie Könige über Besitz und Gefolgsleute und befehligten Soldaten, die bereit waren, mit ihnen den Himmel einzureissen. Sie begehrten Ämter, die der Grösse ihrer Leistung entsprachen, und sie schoben die Prinzipien der Verfassung beiseite, die Macht nur auf Zeit und kollektional vergab. Und sie gierten nach Ehren, die sie den Göttern nahebrachten.

Wer sich ihnen zugesellen wollte, unterwarf sich bedingungslos dem Grundgesetz adliger Existenz: Politik und Krieg. Beide forderten asketische Hingabe. Als Lohn warteten die Staats- und Priesterämter und neue Kriegsschauplätze.

«Nichts solle im Staat künftig geschehen, was einem von ihnen missfallen sollte.»

ze, wo auch immer. Den Weg dorthin wiesen Cäsar Familie, Herkunft und Leidenschaft; nur auf ihm war zu gewinnen, was das Leben lohnte: Ruhm und Ehre (*gloria et dignitas*).

So machte sich der junge Julier auf, die vom Gesetz geregelte Ämterlaufbahn zu bewältigen. Wie seine Standesgenossen ausgebildet als Redner, Rechtskundler und Offizier, pflegte er sorgfältig politische Verbindungen, achtete auf seine Popularität, hielt aber Distanz zu den im Senat herrschenden Familien. Das Turnierfeld, auf dem er sich bewähren musste, bildeten die Wahlen, der Streit vor Gericht, die Bewährung im Krieg. Dazu freilich brauchte er Geld, viel Geld; das dem Stand gemässe Auftreten, die Bestechungssummen für Wähler und Richter, die Hilfe für Freunde und Klienten, der Wettkampf um die prächtigsten Spiele und opulentesten Gastmähler verschlangen Unsummen. Nur der durfte hoffen, sie vielfach zurückzubekommen, der als Gouverneur nach den Reichtümern der Provinzen greifen konnte.

Das höchste Amt, das es zu erreichen galt, war das Konsulat; es wurde jährlich neu und für ein Jahr an zwei vom Volk gewählte Männer vergeben. Es adelte seinen Inhaber auf Lebenszeit. Denn nun gehörte er zu den Familien, die stolz auf ihre gewonnenen Konsulate blickten. Ihnen fielen die lukrativsten Statthalterschaften zu, sie führten die Eroberungskriege der Republik,



Furcht und Hass statt Hoffnung und Zuversicht: Ciarán Hinds als Cäsar in der TV-Serie «Rome».

sie bildeten innerhalb des Senats den engeren Herrenstand.

Cäsar gesellte sich im Jahre 60 n. Chr. zu ihnen. Im Juni beutebeladen aus der spanischen Provinz zurückgekehrt und für das folgende Jahr zum Konsul gewählt, verbündete er sich mit Pompejus und Crassus. Pompejus, der im Senat seit zwei Jahren vergeblich um die Versorgung seiner Veteranen und die Anerkennung seiner Neuordnung Asiens bat, benötigte einen Konsul, der ihm durch Volksgesetz verschaffte, was ihm der Senat verweigerte. Crassus, dem seit seinem Konsulat im Jahre 70 v. Chr. trotz seines immensen Vermögens wenig gelungen war, hoffte auf Verbündete, die ihm seinen Lebenstraum, den Oberbefehl in einem grossen Krieg, verwirklichen halfen. Beide setzten auf Cäsar, alle drei schworen, «nichts solle im Staat künftig geschehen, was einem von ihnen missfallen sollte».

«Das dreiköpfige Ungeheuer»

Mit diesem Bündnis hob «das dreiköpfige Ungeheuer» – diesen Titel verbreitete Cicero – die Ordnung der Republik aus den Angeln und riss weite Teile der Staatsmacht an sich. Gewiss, die Republik hatte immer Allianzen ihrer Eliten gekannt. Jetzt aber taten sich Familien zusammen, die über Gefolgschaften, Geld und Verbindungen in bisher unbekannter Grössenordnung verfügten und alles daransetzten, sich selbst für lange Jahre die Macht zu erhalten. Ihre Entente festigte Julia, die junge Tochter Cäsars. Sie gab ihr Jawort dem alternden Pompejus, der sie bis zu ihrem Tod 54 v. Chr. liebte und auf sie hörte, wenn sie für den Vater sprach.

Als Cäsar am 1. Januar des Jahres 59 v. Chr. die Stufen zum Kapitol hinaufschritt und die Opfer zu Beginn seines Amtsjahres vollzog, war er entschlossen, seinen Komplizen zu verschaffen, was sie beehrten. Für sich selbst betrieb er den Krieg. Er sollte kolossal sein und dem des grossen Pompejus im Osten gleichkommen. Er erhielt ihn in Gallien. Über dessen Stämme fiel er in einem achtjährigen imperialen Eroberungskrieg her, der römischen Öffentlichkeit vorspielend, es gelte, treue Bundesgenossen Roms zu verteidigen. Als er im Jahre 50 den Besiegten für immer den Rücken kehrte, hinterliess er eine breite Spur von Tod und Verderben.

Cäsar fand in Gallien sich selbst. Jetzt führte er Krieg wie vor ihm die Heerführer der Vergangenheit und wie zu seiner Zeit Pompejus. «Das schien es», schrieb rückblickend sein Biograf Plutarch, «als habe er ein neues Leben von ganz anderer Art begonnen.» Dieses neue Leben war das eines Kriegers, und ihm verschrieb er sich mit Haut und Haaren. In ihm fand er alles, lebte er seine ganze Leidenschaft und seine Fantasie aus. Er wuchs zum grossen Strategen, lernte, Feldzüge als Ganzes zu übersehen und zu planen. Das Feldlager wurde ihm zur Heimat, und auf Märschen und im Kampf fand er eine Selbsterfüllung, der sonst nichts gleichkam. In den

fünfzehn Jahren, die ihm nach seinem Konsulat noch blieben, führte er Krieg, geprägt durch eine wilde Entschlossenheit, niemals die Initiative aus der Hand zu geben und kein Risiko, keine Verluste und keine Grausamkeit zu scheuen. Im zerstörten Gallien hielten die letzten Aufständischen im Tal der Dordogne ihre Armstümpfe hoch: Der Sieger hatte ihnen zur Warnung für alle, die noch Widerstand leisteten, die Hände abschlagen lassen – ein furchtbares, aber sinnfälliges Bild eines verwüsteten Landes.

Von seinen Legionären verlangte Cäsar schier Übermenschliches. Er griff selbst zur Waffe, wenn die Front wankte. Noch in seiner letzten Schlacht von Munda stürmte der 55-Jährige durch die Reihen seiner Truppen und rief ihnen zu, ob sie sich nicht schämten, ihren Imperator einem Gegner auszuliefern, den Knaben kommandierten. Am Ende hatte er in fünfzig Feldschlachten gekämpft und sich in den letzten Wochen seines Lebens für einen neuen grossen Krieg gerüstet. Denn dieser versprach seinem Diener alles, was zählte.

Zurück ins Jahr 50 v. Chr. Der aus Gallien Heimgekehrte forderte für das Jahr 48, was ihm in seinen Augen als Führer eines Feldzuges zustand, der Rom reicher und mächtiger gemacht hatte: das zweite Konsulat. Der Senat lehnte ab, verweigerte Kompromisse, wusste er doch diesmal Pompejus als seinen Schwertarm auf seiner Seite. «Mit verfassungsmässigen Zuständen wäre es zu Ende, wenn Cäsar Konsul würde», erklärte er seinen Standesgenossen. Dies war nicht übertrieben. Was von einem Konsul Cäsar zu fürchten war, liess sich unschwer erraten. Ungeduldig warteten seine Gefolgsleute und seine Veteranen auf den versprochenen Dank für ihre Treue. Die einen ersuchten Ämter und Ehren, die anderen schrien nach Land und Geld. Wurden ihre Forderungen erfüllt, besass Cäsar auf Jahre hinaus eine ergebene und leicht zu mobilisierende Klientel, die vor keiner Konfrontation mit dem Senat zurückscheute.

Hingabe an das Kriegshandwerk

Nicht minder schwer lastete die Furcht vor einem Gesetz, das Cäsar ein neues langfristiges Militärkommando bescherte. Die Hingabe des Juliers an das Kriegshandwerk bewunderte jeder Römer, aber jeder, der die Republik für die beste aller Ordnungen hielt, fürchtete die Folgen. Der neue Kriegsschauplatz konnte nur im Osten liegen, wo jenseits des Euphrat das Partherreich wartete. Wer von dort als Sieger zurückkehrte, gehüllt in den Mantel eines zweiten Alexander und geschmückt mit dem Glanz grosser Siege, war der neue Herr Roms.

Cäsar plagten keine Zweifel. Verwehrt man ihm den Weg zum Konsulat, war er verloren und die Zukunft Zehntausender Soldaten und Gefolgsleute verspielt. Angesichts einer ihm in Rom drohenden Prozesswelle und der Feindschaft des Pompejus wäre die Rückkehr als Privatmann das ruhmlose Ende seiner Karriere ge-

wesen: Der Eroberer, der fast zehn Jahre lang Kriegstat auf Kriegstat gehäuft hatte, sollte ehrlos und verachtet ins Exil gejagt werden. Der Staat, der ihm dies androhte, konnte nur von einer Minderheit verführt worden sein, die der Neid auf ihn einte und die der Öffentlichkeit einredete, ein Konsul Cäsar bedeute das Ende der Republik. Sollte es zum Äussersten kommen, war diese Republik nicht legitimiert, sich ihm in den Weg zu stellen. Sein Rang, sein Ansehen und seine Ehre, gegründet auf seinen Leistungen, konnten dann nur noch von seinen Soldaten bewahrt werden.

Im Januar des Jahres 49 v. Chr. gab Cäsar seinen Legionen den Befehl, in Italien einzufallen. Ihm war am Ende eines langen Tauziehens der Diplomaten nur die Wahl geblieben, Rentner

«Reden wir von einem Imperator des römischen Volkes oder von Hannibal?»

zu werden oder Krieg gegen die eigenen Bürger zu führen. Seine Legitimation – der Verweis auf seine missachtete Ehre (*dignitas*) – war angesichts des Hochverrats verzweifelt schlecht, woran auch weitere Klagen über verletzte Rechte der Volkstribunen nichts änderten.

Reicht dies aber aus, um über Cäsar den Stab zu brechen? Cicero tat es, als er zehn Tage nach dem Überfall ausrief: «Reden wir von einem Imperator des römischen Volkes oder von Hannibal?» Marschierte also das Recht mit den Truppen des Senats, verteidigte er die Freiheit der Republik gegen einen Verbrecher? Oder verletzte er, als er die cäsarische *dignitas* mit Nichtachtung strafte, willkürlich ein zwar ungeschriebenes, aber dennoch eisernes Gesetz des Umgangs der führenden adligen Häuser untereinander?

Was also war Cäsar wirklich? Erzogen im Grundgesetz seines Standes, das nur dem Diener des Staates Wertschätzung versprach, hatte

er Gallien erobert. Als ihm der Senat den Weg zum Konsulat versperrte und ihm das Ende seiner Karriere drohte, bäumte er sich auf. Seine Ehre als Aristokrat und Krieger war dahin, wenn er das Knie vor Männern beugte, die Roms Macht weniger als er gemehrt und die das Leitmotiv adligen Handelns verraten hatten.

Der Bürgerkrieg dauerte fünf Jahre. Im März des Jahres 45 v. Chr. hatte Cäsar in Spanien auch die letzte Schlacht gewonnen. Der in Sevilla aufgespiesste Kopf des besiegten Pompejus-Sohnes Gnäus sollte aller Welt kundtun, dass nun der Krieg zu Ende war. Er hatte alle Provinzen des Reiches erschüttert und Furcht und Hass statt Hoffnung und Zuversicht gesät. «Sie haben es so gewollt! Nach allen meinen grossen Taten wäre ich, Gaius Cäsar, verurteilt worden, wenn ich nicht beim Heer Hilfe gesucht hätte.» Als der Sieger dies angesichts der Toten rief, die das Schlachtfeld von Pharsalos deckten, war es die Wahrheit: *seine* Wahrheit.

Aura des Göttlichen

Die Zukunft zu meistern, zeigte der Sieger keine Eile. Bis Juni 45 blieb er in Spanien, reformierte die Herrschaft Roms, trieb allerorten Geld ein und versorgte in Südfrankreich alte Veteranen mit Land. Bei dieser Tätigkeit war Cäsar ganz er selbst: Plan, Organisation und Befehl – dies waren seine in zwölf Jahren Krieg geschulten Talente, die seine schier übermenschliche Betriebsamkeit leiteten. Auf diesem Feld war er der beste aller Römer. Umso unbegreiflicher musste es für ihn sein, dass die adligen Herren in Rom dies nicht wahrzunehmen schienen. Statt in seine Dienste zu treten, verbohrteten sie sich eigensinnig in das für ihn belanglose Thema der Wiederherstellung der alten Ordnung. So kehrte er ihnen den Rücken.

Das Ausmass der Entfremdung war gross. Es nahm Cäsar die Möglichkeit, als zweiter Romulus den Staat neu zu gründen. Dazu fehlte dem Altgewordenen nicht nur der Wille, sondern auch die Zeit. Er konnte nicht darauf warten, dass seine Todfeinde vor ihm ins Grab sanken. Solange sie lebten, verziehen sie ihm die Blutopfer nicht und taten seine Gnadenerweise als tyrannische Geste ab: «Wenn ich durch Cäsars Gnade mein Leben erhalten wollte», rief Cato, bevor er sich in sein Schwert stürzte, «müsste ich nur zu ihm gehen. Aber ich mag dem Tyrannen nicht noch für sein rechtswidriges Tun danken. Denn rechtswidrig ist, dass er die als Herr begnadigt, über die zu herrschen ihm nicht zukommt.»

Cäsar nahm den Fehdehandschuh auf. Der schwer Gereizte erklärte die Republik «zum Nichts, zum Namen ohne Körper und greifbare Gestalt». Er beschrieb damit die Realität, wie er sie sah – und die Entwicklung nach seinem Tod gab ihm recht. Was immer man jetzt noch mit der alten Ordnung im Sinn haben mochte, sie war nach dem Bürgerkrieg von sich aus und allein gelassen nicht mehr lebensfähig. Cäsar war





Machte alle Welteroberungspläne zunichte: Vincenzo Camuccinis «Morte di Giulio Cesare», 1798.

sich dessen sicher und verfiel der Illusion, das für ihn so Offenkundige hätten auch seine Gegner begriffen. So entliess er seine spanische Leibwache und erklärte Freund und Feind, «es läge mehr im Interesse des Staates als in seinem eigenen, dass er unversehrt bleibe. Er habe schon längst genug Macht und Ruhm erlangt. Der Staat aber werde, wenn ihm etwas geschehe, keine Ruhe finden, sondern von neuen Bürgerkriegen unter weit furchtbareren Bedingungen als bisher heimgesucht werden.»

Absolute Herrschaft

Solche Prophezeiungen sprechen nicht von staatsmännischer Weisheit. Sie erklären jedoch, warum Cäsar glaubte, es gebe Wichtigeres zu tun, als der Republik wieder Leben einzuhauchen. Seine ganze Energie richtete sich daher auf die Vorbereitung eines neuen Feldzuges, weit grösser als alle, die ein Römer je geführt hatte. Einen entschlossenen Kriegsherrn musste die Mobilisierung so vieler Armeen in den vergangenen Jahren hoffen lassen, tatsächlich die Grenzen der bekannten Erde zu erreichen. Wer im Osten die Parther bezwang, vollbrachte Göttliches und musste niemandem seinen Anspruch auf die Herrschaft über Rom und den Erdkreis erklären.

Die Rolle des Auserwählten drängte sich Cäsar geradezu auf. Die Untertanen der Ostpro-

vinzen feierten ihn ohnehin als Retter und Heiland, dessen göttliche Kraft ihr Elend mildern sollte. Die Menschen Italiens und Roms beteten anders, aber sie dachten und fühlten ebenso. Eine die ganze römische Welt beherrschende Sehnsucht nach dem einen, der die Trennwand zwischen Himmel und Erde niederreißen konnte, konzentrierte sich von selbst auf den allmächtigen Römer, der sich anschickte, den Ruhm Alexanders zu verdunkeln.

Cäsar hat sich der sakralen Feierlichkeit solcher Sehnsüchte nicht entziehen wollen. Der Republik war er längst entwachsen, zumal seit dem Sieg im Bürgerkrieg, nach dem das Bewusstsein von der eigenen Grösse rauschhafte Züge angenommen hatte. Zeitweilig hatten ihn die Gesten der Anbetung ebenso wie die überbordenden Ehrungen des Senats kaum beeindruckt. Jetzt begann der mit Fortuna so sichtbar Verbündete den Götzendienst um seine Person ernst zu nehmen. Die Unbelehrbaren, die von der Rückkehr in die Republik der Altvorderen träumten, verweigerten seiner Macht die Autorität. Sollten sie. Denn jetzt floss diese aus der Gewissheit der Massen, dass die absolute Herrschaft eines Mannes eine Heilsnotwendigkeit sei.

Bereits das neugeschaffene Zeremoniell des öffentlichen Auftretens verdeutlichte jedermann, dass Cäsar nicht mehr mit irdischen

Masstäben gemessen werden wollte. Seine Schuhe waren die purpurfarbenen seiner sagenumwobenen Vorfahren, der Könige von Alba Longa, sein Haupt bedeckte ein goldener Kranz, das Herrschaftszeichen der etruskischen Könige, und seinen Körper umhüllte eine Toga, die durchgehend aus rotem Stoff gewebt war. Sie trug auch der triumphierende Feldherr, und von ihr wusste jeder Römer, dass sie das Gewand Jupiters war.

Jedoch: Nicht die eigene Gefolgschaft und schon gar nicht die alten Familien waren bereit, solche Träume einer göttlich legitimierten Herrschaft hinzunehmen. Das römische Volk, rief Cicero, werde mit seinen eigenen Truppen unterjocht, und seine Bürger, die nicht nur selbst frei seien, sondern über andere Völker geboten, würden zum Sklavendienst gezwungen. Teile der cäsarischen Gefolgschaft sahen es ähnlich und liehen der Verschwörung gegen den Diktator ihren Arm. Sie hatten für Cäsar gekämpft, um einmal selbst Befehle geben zu können. Die ihnen jetzt zugedachte Rolle von Befehlsempfängern war nicht der erhoffte Dank, wie fürstlich er auch vergoldet sein mochte. Als sie sich gegen ihn wandten, gab es für Cäsar kein Entrinnen. Ein diffuses Bündnis verdichtete sich im Frühjahr des Jahres 44 v. Chr. zu einer Verschwörung. Ihre wichtigsten Mitglieder repräsentierten die Blüte des römischen Adels, der schon immer bereit gewesen war, persönliche Opfer zu bringen, wenn es galt, die bedrohte Macht des ganzen Standes zu retten.

Gnadenlose Sucht nach Ruhm

Als der ersehnte Tag des geplanten Abmarsches in den Osten dämmerte, war der Sieger über Gallien tot. Am 15. März trafen ihn die Dolche seiner Mörder, als er im Senat seinen Amtssessel erreichte, der unter der Büste des Pompejus stand. Sein gewaltsames Ende machte alle Welteroberungspläne zunichte. Statt über Parther fielen die Römer über Römer her. In den Bruderkriegen, die den Iden des März folgten, verbrannte zu Asche, was es von der alten Staatsordnung noch gab. «Geschehen wird», klagte Cicero, «was die wollen, die die Macht in Händen halten. Und die Macht wird immer bei den Waffen sein.» So nahm sich der letzte siegreiche General alles. Aber es blieb der Glaube, dass die Republik die beste aller nur denkbaren Welten verkörperte und ihre Bewahrer für immer zu den Grossen Roms zählten.

Der Kirchenvater Augustinus sah Männer wie Cäsar vor sich, als er 450 Jahre nach dessen Tod über die politischen Eliten Roms sein Urteil fällte: Einzig dünkelfhafte Selbstsucht habe sie bis an die Grenzen der Erde getrieben, «Ruhm liebten sie glühend, für ihn gingen sie ohne Zögern in den Tod; die übrigen Begierden drängten sie zurück aus gnadenloser Sucht nach Ruhm und nichts als Ruhm.» Cäsar hätte das Urteil angenommen. ○

Top 10

Knorr's Liste

1	Jersey Boys	★★★★★
	Regie: Clint Eastwood	
2	Boyhood	★★★★★
	Regie: Richard Linklater	
3	Tom à la ferme	★★★★☆
	Regie: Xavier Dolan	
4	Die geliebten Schwestern	★★★★☆
	Regie: Dominik Graf	
5	Dawn of the Planet of the Apes	★★★☆☆
	Regie: Matt Reeves	
6	Wir sind die Neuen	★★★☆☆
	Regie: Ralf Westhoff	
7	Maleficent	★★★☆☆
	Regie: Robert Stromberg	
8	The Fault in Our Stars	★★★☆☆
	Regie: Josh Boone	
9	22 Jump Street	★★★☆☆
	Regie: Phil Lord / Chris Miller	
10	Transformers: Age of Extinction	★★☆☆☆
	Regie: Michael Bay	

Kinozuschauer

1 (-)	Dawn of the Planet of the Apes	25 777
	Regie: Matt Reeves	
2 (-)	Step Up All In	20 496
	Regie: Trish Sie	
3 (1)	22 Jump Street	20 267
	Regie: Phil Lord / Christopher Miller	
4 (2)	How to Train Your Dragon 2	14 560
	Regie: Dean DeBlois	
5 (3)	Transformers: Age of Extinction	5 705
	Regie: Michael Bay	
6 (-)	Fading Gigolo	5 639
	Regie: John Turturro	
7 (4)	The Purge: Anarchy	4 663
	Regie: James DeMonaco	
8 (5)	Wir sind die Neuen	3 223
	Regie: Ralf Westhoff	
9 (-)	Der Goalie bin ig	2 377
	Regie: Sabine Boss	
10 (6)	Der Hundertjährige, der...	1 677
	Regie: Felix Herngren	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (-)	300: Rise of an Empire (Warner)
2 (-)	Der Hundertjährige, der... (Ascot Elite)
3 (3)	Rio 2 (Fox)
4 (1)	Non-Stop (Impuls)
5 (2)	Jack Ryan: Shado Recruit (Rainbow)
6 (4)	The Wolf of Wall Street (Universal)
7 (5)	Fack Ju Göhte (Rainbow)
8 (7)	Der Hobbit – Smaugs Einöde (Warner)
9 (-)	Die Abent. von Mr Peabody ... (Universal)
10 (-)	August: Osage County (Ascot Elite)

Quelle: Media Control



Sie wird nicht zufällig mit Marilyn Monroe verglichen: Scarlett Johansson in «Lucy».

Kino

Auf dem Altar des Wahnsinns

Mit «Under the Skin» und «Lucy» starten gleich zwei Filme mit der ungewöhnlichen Scarlett Johansson – einem Star, der sich erfolgreich dem Zeitgeist widersetzt. Von Wolfram Knorr

Mit abgründüsterem Eros kurvt die mysteriöse Lady mit dem feurig-roten Kirschmund, dem brikettschwarzen Haar und den blassblauen Augen nächstens in einem Van durch ein anonymes Glasgow, gabelt einsame Männer auf und entzieht ihnen das Leben. Nackt lockt sie sie in einen raumlosen Raum voll dunkler Flüssigkeit, in der sie versinken. Kein Zweifel, die Dame ist nicht von dieser Welt, eine Ausserirdische, die in den Körper einer Frau schlüpfte, um den Männern ihren Lebenssaft zu entziehen. Auch Lucy, eine Blondine, die in die Fänge einer chinesischen Triade gerät und von ihr gezwungen wird, eine neuartige Droge per Bodypack zu schmuggeln, ist reichlich schräg. Ein Drogenpaket in ihrem Inneren platzt, und die Substanz dringt in ihre Nerven- und Blutbahnen. Aus Lucy wird eine Ballermaschine, die die komplette Triade niedermäht, bis die Droge die Schiess-Lady buchstäblich überirdisch werden lässt – und dem Leben entrückt.

Zufall oder nicht, aber gleich beide Filme mit Scarlett Johansson starten diese Woche in den Kinos: «Under the Skin» von Jonathan Glazer und «Lucy» von Luc Besson. Der SF-Rebus von Glazer ist eine Art elegische Implosion, ein Einstürzen ins Nichts, während Luc Bessons Lichtspiel eine extrovertierte Explosion ist, eine High-Speed-Rumserie. Der maximale Tempo-Exzess wurde zum Publikumshit in den USA.

Dort belegt «Lucy» den ersten Platz der Charts. Glazers Opus wird davon weit entfernt bleiben, trotz Scarlett Johansson.

Eine Aura des Vergangenen

Die ungewöhnliche Aktrice ist im wahrsten Sinn des Wortes über-sinnlich und das einzig Faszinierende der Filme – weil sie dem Zeitgeist zu widersprechen scheint. Gäbe es ein Schnittmuster für einen zeitlosen Frauen- Traum – Scarlett Johansson würde mit ihrem weichen, nicht allzu sportlich scheinenden Körper genau hineinpassen. Sie gehört nicht zu jenen spiriligen, angesagten Modepuppen, wird deshalb nicht zufällig mit Marilyn Monroe verglichen und ist dem Renaissancetypus «Die Geburt der Venus» von Sandro Botticelli nahe. Bezeichnend, dass sie in Peter Webbers «Girl With a Pearl Earring» (2003) die rätselhafte Muse des niederländischen Malers Jan Vermeer verkörperte und in Sofia Coppolas «Lost in Translation» (2003) die einsame Charlotte, die in einem Tokioter Hotel dem Mimen Bill Murray begegnet. Die Annäherung zweier einsamer Seelen, die sich durch Tokio bewegen wie durch eine fremde Galaxie. Er, die Personifikation eines Halbgefrorenen, sie, eine herausfordernde Einsamkeitsvirtuosin mit obsessivem Schmolle-mund. Bei ihren Streifzügen spürt man die Lust, mit der sie durch die Fremde mäandern,

die Lust, alles hinter sich abzubrechen, um nicht mehr ins alte Leben zurückzumüssen.

Eine Aura des Vergangenen umgibt Scarlett, wenn sie, wie vor wenigen Jahren am Broadway, die durchtriebene Maggie aus Tennessee Williams «Die Katze auf dem heissen Blechdach» spielte oder in Popcorn-Filmen wie «Captain America: The Winter Soldier» (2014) als Black Widow über die Leinwand kaspert. 1984 in New York City geboren, von der Mutter früh gefördert, schon in den neunziger Jahren auf der Bühne, fiel sie erstmals in Robert Redfords «The Horse Whisperer» (1998) als traumatisierter Teenager auf. In Woody Allens «Match Point» (2005) war sie der laszive Sextraum, der mit erotischem Drall sich und ihren Galan ins Verderben reisst, und in Spike Jonzes «Her» (2013) bringt sie als verführerische Stimme einer virtuellen Frau den Mann, der sich über den Computer in sie verliebt, um den Verstand.

Und nun als Lucy bleibt sie ihrem Image einer aus der Zeit Gefallenen durchaus treu. Ballernd tobt sie durch die Welt, ist bald gegen jeden Schmerz immun und entfernt sich – je massiver die Drogen ihren Kreislauf und ihre Gehirnströme beherrschen, desto mehr – vom Rest der Menschheit. Der Einzige, von dem sie sich Hilfe erhofft, ist der Neurologe Norman (Morgan Freeman), der übers Gehirn doziert und Lucys Hoch-Mendeln über Nietzsches Übermensch zur reinen, allumfassenden Energie sehr interessant findet. Da interagieren die Neuronen



Extrovertierte Explosion: «Lucy».

bald derart wotanmässig, dass Lucy sich physisch auflöst. Die Frage muss erlaubt sein: Kann es sein, dass sich bei Luc Besson auch was aufgelöst hat? «Lucy» ist ein anderthalbstündiger Ultraschallbeschuss. Daran gemessen ist «Under the Skin» von geradezu mönchischer Stille, als sei Glazer dem Kartäuserorden beigetreten.



Tintendunkle Kostbarkeit: «Under the Skin».

Während bei Besson das Adrenalin durch die Decke schiesst, röhrt hier ein Motorradfahrer durchs nächtliche Schottland. Der Film beruht auf dem Science-Fiction-Roman von Michel Faber, dort wird die Mysteriöse auf die Erde geschickt, um einsame Männer per Anhalter mit auf ihren Heimatplaneten zu nehmen, Menschenfleisch ist bei den Aliens eine Delikatesse. Glazer hat das eliminiert, war ihm zu eindeutig. So bleibt ein schummrig-nebulöses Mysterium. Dabei begann Glazer mal frei von Schwurbelegen mit dem Gangsterstück «Sexy Beast» (2000) und einem sagenhaft diabolischen Ben Kingsley. Während also Besson Scarlett Johansson auf dem Altar tobenden Wahnsinns opfert, tunkt Glazer sie als eine Art punkige Femme fatale in tintendunkle Kostbarkeit. Immer mal wieder röhrt der Biker durch die Nacht, als sause er durch einen Kosmos von tieferer Bedeutung, offenbar auf der Suche nach ihr, der schwer fassbaren Scarlett Johansson.

«Lucy» (Luc Besson) ★★☆☆☆

«Under the Skin» (Jonathan Glazer) ★★☆☆☆

Fragen Sie Knorr

Ein Riesenwirbel wird um Andy Serkis gemacht, der im neuen «Planet der Affen» quasi die Hauptrolle als Affe Caesar spielt. Sind das die neuen Stars, oder ist das nur Medienrummel? A. C., D-Lörrach



Andy Serkis ist vor allem clever, seit er den Gollum spielte. Da der gelernte Schauspieler wohl ahnte, dass ihm keine grosse Karriere als Darsteller von Menschen blühen würde, schlug er Kapital aus den Imitat-Rollen, gründete mit einem Kollegen ein Studio für

Performance-Capture-Verfahren und wird jetzt als «Guru» in den Medien gefeiert. Die Tricktechnik ist ja tatsächlich auf einem schwindelerregenden Niveau, und die Affen bewegen sich, als wären sie echt. Serkis ist einfach ein geschickter Vermarkter seiner selbst. Wenn er schon physisch nicht brillieren kann, dann will er in den verwandelten Figuren auf sich aufmerksam machen. Einen Trend sehe ich, ausser in den Games, darin nicht.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Jazz

Dancing in the Dark

Von Peter Rüedi

Er war der Erfinder der Leichtigkeit, und für die arbeitete Fred Astaire (1899 geboren als Frederick Austerlitz) wie ein Besessener. Sein Perfektionismus war der Schrecken seiner Tanzpartner, zuerst seiner Schwester Adele («She hated rehearsals»), mit der er seinen Ruhm auf den Revue- und Musical-Bühnen der Vor-Tonfilmzeit vorbereitete, dann seiner berühmtesten Partnerin Ginger Rodgers, mit der er in zehn Filmen das Genre des Tanzfilms recht eigentlich begründete. Hatte die Lockerheit, mit der er 1952 gut dreissig Songs für Norman Granz zu einer «Fred Astaire Story» bündelte, damit zu tun, dass er sich als Sänger zeitlebens nie ganz ernst nahm («I've never been a fan of my own singing voice»)? Dass diese entspannten Aufnahmen von Songs, die eigens für seine Filme und Musicals, meist für ihn persönlich geschrieben und erst in der Folge zu «Standards» wurden – allesamt Meisterwerke von den Cracks des Fachs wie Irving Berlin, Cole Porter, den Gershwins, Jerome Kern et cetera – in seiner Interpretation vom Kontrast seiner scheinbar amateurmässigen, beiläufigen Lässigkeit und einer extrem präzisen Jazzcombo lebten? Die swingte wie der Teufel: Oscar Peterson am Piano, Ray Brown am Bass, Barney Kessel an der Gitarre, Alvin Stoller am Schlagzeug, dazu die beiden Bläser Flip Phillips am Tenorsax und, mit besonderem Schmelz und Charme, Charlie Shavers an der Trompete. Etwas hölzern wird es, wenn sich Astaire in den schnellen Nummern selbst auf das Metrum setzt und die Zäsuren nicht souverän verschleift; aber den grössten Charme entwickelte der als Sänger dilettierende Tänzer ohnehin in den Balladen: allesamt Kultstücke aus dem «Great American Songbook» wie «Dancing in the Dark», «Night and Day», «Oh, Lady Be Good», «I Concentrate on You», «A Foggy Day», «They Can't Take That Away from Me» et cetera. Da entsteht eine Art kokette Intimität, als trällerte *the boy from next door* sie dem Girl nebenan in den Petticoat. Eine Kuriosität, aber eine besonders schöne. Meine Lieblingsnummer: CD 1, Nr. 6, Irving Berlins eher selten interpretierte kleine Frivolität «Change Partners».



Oscar Peterson & Fred Astaire:
The Astaire Story. 2 CDs. Master
Jazz Records MJR 8892868

Vorbild James Bond

Das Leben des Anwalts und Thrillerautors Ueli Kohli; Vorpremiere und «Montags-Ente» in Zürich. Von Hildegard Schwaninger



Zürich, Gstaad, New York: Ueli Kohli.

Rechtsanwalt **Ueli Kohli** ist unter dem Namen James Douglas auch als Autor von Thrillern bekannt. Sein 12. Buch «Totale Kontrolle» erscheint demnächst im LangenMüller-Verlag. Kohli alias **James Douglas** ist Berner, optisch ein typischer Durchschnittsschweizer; seine Fantasien, wie James Bond zu sein, lebt er in seinen Büchern aus. «Meine Krimis sind nicht harmlos und spielen am Zürcher Bellevue, meine Krimis handeln von internationalen Agenten.» Er erzählt: «Ich bin mit Geheimdiensten liiert, habe gute Verbindungen zum FBI. In «Atemlos nach Casablanca» habe ich 9/11 visionär vorausgesehen.» Kohli ist ein Mann mit gesundem Selbstbewusstsein: «Ich habe drei Wohnsitze: Zürich, Gstaad, New York. Ich fahre einen Corvette-Chevrolet, ein in den USA legendäres Auto; ich bin ein guter Pistolenschütze.» In seinem Privatleben ist er beständig, nicht volatil wie der attraktive Womanizer **James Bond**: Er ist verheiratet mit der Mutter seiner drei erwachsenen Kinder. Seine Inspiration findet James Douglas in New York, die Ideen dort, erzählt er, lägen auf der Strasse.

Die «Totale Kontrolle»-Buchtaufe macht er im «Meylenstein», der Lounge-Bar über der Autop-Waschanlage in Zürich Tiefenbrunnen. Besitzer Beat Meyerstein ist ein Militärkollege. «Ich war Major und Kommandant; Beat Meyerstein war in meinem Panzerbataillon Oberleutnant.» Ein Highlight der Veranstal-

tung wird sein, dass Schauspieler **Hanspeter Müller-Drossaart** aus dem Buch liest.

Nach dem Start an der Berlinale und acht internationalen Filmpreisen kommt der Film «Der Kreis» von **Stefan Haupt** jetzt in die Schweizer Kinos. Der Film handelt von der Diskriminierung Homosexueller und jener Zeit, als gleichgeschlechtliche Liebe unter Strafe verboten war.

Zur Vorpremiere im Zürcher Kino Le Paris haben sich zwei Zeitzeugen, **Ernst Ostertag**



Im Verborgenen: Filmer Stefan Haupt.

und **Röbi Rapp**, angesagt. Sie haben sich in der Schweizer Untergrundorganisation «Der Kreis» kennengelernt, liebten sich 46 Jahre im Verborgenen, ehe sie 2003 auf dem Zürcher

Standesamt getraut wurden – als erstes Homo-Paar im Kanton Zürich. Ihre Geschichte «Verborgene Liebe» ist im Wörterseh-Verlag erschienen (aufgezeichnet von **Barbara Bossard**). In dem Film spielen unter anderen **Anatole Taubman** und **Marianne Sägebrecht**.

Zum 17. Mal fand in der «Blauen Ente» die «Montags-Ente» statt, wo Haus- und Hofbesitzer der Mühle Tiefenbrunnen, **Fritz Wehrli** *himsel*, die Schürze umbindet und das Bier anzapft. Mittlerweile überlässt er das Zapfen und Servieren dem Personal und mischt sich lieber unter die Gästeschar. Die setzt sich vor allem aus Zunftfreunden und Goldküste-Millionären zusammen. Vom Werber-Grandseigneur **Max Wiener** bis zu Unternehmer **Beat Curti** und seiner Frau, Yoga- und Musik-Therapeutin **Regula Curti**, Rechtsanwalt **Florian von Meiss**, **Monique von Schumacher** (Vizepräsidentin der Schumacher'schen Kapellenstiftung Vorderrain) und Mode-Ikone **Christa de Carouge** – es war viel lokale Prominenz da. Hat Fritz Wehrli die Schürze umgebunden, mutiert er zum kleinen Schankwirt, der vom Geld redet. «Das erste Mal machten wir 1800 Franken Umsatz, das letzte Mal 3500. Die «Montags-Ente» ist ein voller Erfolg.» Und am Schluss des Abends funkeln seine blauen Augen: «So viel wie heute haben wir noch nie umgesetzt.» Die Preise



«Voller Erfolg»: Geschäftsführer Nebel.

sind denn auch happig: Fleischkäse: 12 Franken, Spanferkel mit Krautsalat 35 Franken, ein Weisswein, gespritzt: 9 Franken, ein Teller Pommes frites schlägt gar mit 18 Franken zu Buche. Die «Blaue Ente», wo heute **Michael Wehrli**, Sohn von Fritz Wehrli, das Zepter übernommen hat, scheint sich aufgerappelt zu haben, seit das Team um **Nico Maeder** und **Patrik Bruderer** mit **Christian Nebel** als Geschäftsführer angetreten ist. Das Lokal war am Montagabend recht voll. Nur das Personal in der Bar ist ausgesprochen unfreundlich. Man wünscht sich, dass Fritz Wehrli wieder höchstpersönlich serviert.

Im Internet

www.schwanagerpost.com

Zauber, Mysterium, Magie

Die Reiseberaterin Claudia Ruf, 48, und die Gestalterin Yvonne Zürcher, 46, haben im Frühling geheiratet. Die Liebe ist für beide wie ein Garten, der gehegt und gepflegt werden soll.



Intensivste Nähe: Ehepaar Ruf-Zürcher.

Claudia: Als ich Yvonne vor beinahe dreissig Jahren als WG-Partnerin kennenlernte, beeindruckten mich ihre Vitalität und ihr Ideenreichtum. Sie war spritzig und aufmerksam. Es kam zwar zu einer näheren Begegnung, doch als Paar kamen wir nicht zusammen.

Yvonne: Vor drei Jahren trafen wir uns per Zufall an der «Pride» in Zürich. Wir waren beide nicht auf der Suche, ich hatte gerade mit einer Enttäuschung zu kämpfen, und doch entwickelte sich Magisches: Wir hielten uns von Beginn weg an den Händen und redeten stundenlang. Irgendwann war die Party vorbei, doch unsere persönliche Party dauerte an.

Claudia: Wir haben ein Liebesgeschenk erhalten und erlebten unzählige Momente voller intensivster Nähe und Glückseligkeit, Herzensfülle, geistiger Verbundenheit. Diesen Schatz achten wir auch heute mit allen Sinnen, im Herzen, im Geist, in der Seele, und wir pflegen und hegen ihn als oberstes Gebot ebenso wie das Versprechen und das Verzeihen. Die Liebe ist für uns wie ein Garten, der auch gehegt und gepflegt werden muss, damit er gedeihen kann. Im Unterschied zu anderen ernsthaften Beziehungen, die ich auch stets in der Absicht einer ewig haltenden Verbindung lebte, kann ich heute sagen, dass das bisher Er-

lebte zwischen Yvonne und mir unerklärbar ist: ein Zauber, ein Mysterium.

Yvonne: Die ersten Monate waren stürmisch. Dass es die grosse Liebe ist, war auch mir früh klar. Schon nach anderthalb Monaten fragte ich Claudia, ob sie mich heiraten möchte. Wir verstanden uns einfach von Anfang an, konnten über alles reden, hatten die gleichen Auffassungen in grundlegenden Lebensfragen.

Claudia: Es wird nie langweilig zwischen uns. Wir reden viel, sind beide kreativ und ergänzen uns fantastisch. Wir haben eine Herzensverbindung, aber auch eine Harmonie, was die gemeinsamen Interessen, die Weltanschauung und die inneren Werte betrifft. Und: Ich weiss, dass Yvonne genau gleich empfindet.

Yvonne: Ich wollte mir den Druck nicht aufbürden, dass am Hochzeitstag alles perfekt sein muss. Vielleicht wurde er genau aus diesem Grund zum tollsten Tag meines Lebens: extrem emotional. Unglaublich intensiv. Diesen Tag mit all den Menschen zu erleben, die uns lieb sind, wird mir unvergesslich bleiben.

Claudia: Im «Zunftthaus zur Waag» stand zur Begrüssung und Orientierung «Hochzeit Claudia & Yvonne» auf der Anzeigetafel: Das freute uns bereits enorm. Wir wurden bestens bedient, das Essen war wunderbar.

Yvonne: Niemand hat sich auch nur einmal negativ dazu geäussert, dass zwei Frauen in einem Zunftthaus ihr Hochzeitsessen einnehmen. Dabei waren gerade in dieser Zeit viele kontroverse Gespräche zu lesen über die Zünfter und deren Bezug zu den Frauen, insbesondere zur Gesellschaft zu Fraumünster und deren Mitlaufen am Sechseläutenumzug.

Claudia: Rasch wurde klar, dass wir uns auch eine kirchliche Segnung wünschen. Wir haben uns den Chor des Fraumünsters noch einmal angesehen und waren begeistert. Wir wandten uns direkt, aber doch etwas schüchtern an die Pfarrei des Fraumünsters. Als wir unser erstes Gespräch mit dem Pfarrer hatten, fürchteten wir uns vor einer negativen Antwort. Doch er erklärte uns, dass auch wir Frauen eine – wunderschöne, wie sich herausstellen sollte – Segnung unserer Liebe erleben dürften.

Protokoll: Franziska K. Müller

Wahrheit beleidigt

Von Andreas Thiel — Was sagt der Leiter der Fachstelle für Rassismusbekämpfung?

Galizia: Herr Thiel, neulich haben Sie in diesen Spalten Muslime beleidigt.

Thiel: Ich habe nicht Muslime beleidigt, sondern gesagt, dass Mohammed nicht mit Gott gesprochen hat.

Galizia: Für Muslime ist das eine Beleidigung.

Thiel: Wen die Wahrheit beleidigt, der ist vielleicht ein Anhänger von Unwahrheiten.

Galizia: Solche Polemiken fördern den Rassismus.

Thiel: Seit wann ist es rassistisch fördernd, Kriegstreiberei und Gewaltverherrlichung anzuprangern?

Galizia: Wie können Sie behaupten, Sie wüssten die Wahrheit?

Thiel: Mir ist egal, ob ein Kinderschänder und Massenmörder Christ, Buddhist oder Muslim ist, auf jeden Fall hat er nichts mit Gott am Hut. Und Mohammed war ein Kinderschänder und Massenmörder.

Galizia: Solche Themen muss man auf offene und wissenschaftliche Weise angehen. Wir haben unter der Führung des Staatssekretariats für Bildung, Forschung und Innovation eine Arbeitsgruppe gebildet, welche...

Thiel: Entschuldigen Sie, wenn ich Sie unterbreche, aber was Sie da sagen, erinnert mich an die biblischen Worte des Elihu, des Sohns Barachs des Busiters vom Geschlechte Ram, die er in Vers 33, 2 an Hiob richtet: «Siehe doch, ich tue den Mund auf, es redet die Zunge an meinem Gaumen.»

Galizia: Was wollen Sie damit sagen?

Thiel: Wenn man die Bücher gelesen hätte, brauchte man kein Staatssekretariat für Bildung, Forschung und Innovation.

Galizia: Haben Sie denn den Bericht unserer Fachstelle für Rassismusbekämpfung gelesen?

Thiel: Nein, aber den Koran habe ich gelesen. Der ist an Rassismus kaum zu überbieten.



Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Nonplusultra des Chardonnay

Von Peter Rüedi



Beim Wein hat jeder sein eigenes Abc. Somit sind auch die Zeiten endgültig vorbei, in denen ABC «Anything but Chardonnay» meinte. Bei gewissen Tiefpreisangeboten aus Übersee ist noch zu ahnen, was das einmal bedeutete: zu fette, aufdringliche Realisationen der weltweiten Modetraube. Für die Chardonnays aus dem Burgund galt das nie. Chardonnays aus Meursault, Puligny-Montrachet, Chassagne-Montrachet und anderen kostbaren Lagen an der Côte d'Or gehörten immer zu den grössten Weissweinen der Welt. An ihnen muss sich orientieren, wer wissen will, wozu die Sorte fähig ist. Ich habe Freunde, die der Faustregel folgen: Wenn Rotwein, dann Bordeaux, wenn Weiss, Burgund. Natürlich wissen sie, was sie beidseitig verpassten, würden sie sich stur an die Maxime halten: einige Nonplusultras auf der nach oben offenen Pinot-noir-Skala hier, einige fabelhafte Sauvignon-Sémillons aus Graves-Pessac-Léognan da. Dennoch: Zu beklagen hatte ich mich nie, wenn mich das Glück an ihre Tische führte. Inzwischen ertappe ich mich selbst bei solch grober Weiss-Rot-Malerei, wenn auch nicht ganz im Ernst. Lassen wir das. Es gibt ja auch noch ein paar andere Destinationen respektive Sorten. Aber der Chassagne-Montrachet aus dem Hause Marc Morey, der mir eben ins Haus steht, ist jedenfalls eine geballte helle Freude. Acht Jahre alt und immer noch diese Zitrusfrische, Finesse, diese mineralische Resistenz. Marc Morey ist der Urahne, der ab 1944 den Betrieb seines Vaters weiterführte; 1977 übernahm Tochter Marie-Josèphe mit ihrem Mann Bernard Mollard, und heute dirigiert deren Tochter Sabine die Domaine: eine Familiengeschichte, über vier Generationen hinweg akkumuliertes Winzerwissen ist in diesem Wein materialisiert, das ist eine schöne Erfahrung in unseren geschichtsvergessenen Zeiten. Die sollten wir uns auch klaglos etwas kosten lassen, zumal so etwas eigentlich gar keinen Preis hat. Aber wenn schon: Es stimmt, Chassagne steht noch immer etwas im Schatten des benachbarten Puligny. Das zeigt sich zum Glück auch etwas an der Kasse.

Domaine Marc Morey: Chassagne-Montrachet Virondot 2006. 13,5 %. Fr. 75.–. www.gerstl.ch

Auf der kulinarischen Insel

Endlich ein gutes Restaurant in den Deutschland-Ferien: Bei Tom Wickboldt an der Ostsee. Von David Schnapp



Bewusstsein für gutes Essen: Küchenchef Wickboldt auf Usedom.

Es ist eine Binsenwahrheit, aber manchmal muss man verreisen, um zu erkennen, wie gut man es hat. In der Schweiz wird oft darüber geklagt, wie teuer das Essen in Restaurants ist. Vergessen geht dabei, wie gut es bei alledem ist. Es ist richtig schwer, hierzulande richtig schlecht zu essen. Das darf seinen Preis haben.

In Deutschland beispielsweise ist es leicht, billig und schlecht zu essen. Das Angebot in dieser Kategorie ist erstaunlich gross. Umso glücklicher machte mich die Entdeckung eines richtig guten Lokals während der Sommerfrische auf der Insel Usedom an der Ostsee: Das Restaurant «Tom Wickboldt» im Romatikhotel «Esplanade» in Heringsdorf serviert eine klassische hochstehende Küche.

Der gebürtige Rostocker Wickboldt, der im vergangenen Herbst einen Michelin-Stern erhalten hat, will mehr als sehr gut kochen. Er wolle, sagt er bei einem kurzen Gespräch nach dem Dinner, ein Bewusstsein schaffen für gutes Essen in seiner Heimat. Er wolle junge Köche, Produzenten – und nicht zuletzt die Gäste – begeistern. Bei Schweizer Besuchern sei das nicht so schwierig, die wüssten seine Arbeit zu schätzen, sagt Wickboldt.

Raffinement und Gespür

Mit einigen hübschen Kleinigkeiten beginnt das Menü, das übrigens mit 106 Euro für sechs Gänge immer noch sehr günstig erscheint. In

den nächsten Stunden freue ich mich über Kombinationen, die einer geschaffen hat, der nicht Kreativ-Weltmeister der Küche werden möchte, sondern gute Produkte mit Raffinement und Gespür verfeinert. Wie etwa die leicht angegarte Auster mit Sauerrahm und Blumenkohl sowie einen ausgezeichneten Kaisergranat als Tatar, das fein mit Zitronengrasöl mariniert wurde. Oder der in Lauch eingewickelte und gedämpfte, zarte, saftige Saint-Pierre: Er wird aromatisch ergänzt mit einem Kalbskopffjus und Pfifferlingen.

Einen zarten Kalbstafelspitz und einen Raviolo mit Kalbsjus und schwarzem Trüffel später bin ich schon beim Hauptgang und sehe das Ende einer kulinarischen Insel nahen. Es gibt Reh im knusprigen Brotmantel mit erdigen Pilzen, süssen Kirschen und gedämpftem Spargel, dem man etwas mehr Würze hätte verleihen können. Ich nehme noch Sorbets von Buddhas Hand (eine Zitrusfrucht) und Passionsfrucht mit. Sie sind schön sauer und kommen mit Himbeeren, Bananen, Sesam und einem lauwarmen Schaum aus weisser Schokolade daher. Zum Schluss bleibt nur die Hoffnung, dass Tom Wickboldts Beispiel Schule macht.

Restaurant Tom Wickboldt im Hotel «Esplanade», Seestrasse 5, 17424 Seebad Heringsdorf (D)
Telefon +49 38 378 70 444.
Von Mittwoch bis Samstag (nur abends) geöffnet
Ausführliche Besprechung des Menüs
auf www.dasfilet.ch



Auto

Mein Kombi (I)

Soll man mit einem Kombi in die Ferien fahren? Eigentlich nicht. Ausnahme: mit dem BMW 550i. Von David Schnapp

Mehr Understatement geht eigentlich nicht: Der BMW-5er-Kombi kam in dezentem Grau-Braun (Kallistograu metallic) daher, fuhr auf eleganten 19-Zoll-Felgen und war frei von allem Schnicknack wie Schweller und Spoiler. Auch wenn der 5er zu den schönsten seiner Art gehört, ist ein Kombi eben ein Kombi. Das heisst, man signalisiert der Umwelt, hier kommt die ganze Familie inklusive Hausrat. Bisher zog ich Limousinen für Ferienfahrten vor, beugte mich aber dem wachsenden Widerstand der Familie, die gerne den halben Hausrat mit ans Meer nimmt.

BMW 550i Touring

Leistung: 448 PS, Hubraum: 4395 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h
Preis: Fr. 102 500.–, Testwagen Fr. 133 570.–



Mit dem BMW hatte ich grosses Glück, gibt es doch, wie eingangs erwähnt, kaum eine bescheidenere Art, einen gänzlich unbescheidenen Motor zu fahren: Denn mehr PS als im 550i geht nicht, oder, wie es in der BMW-Sprache heisst: «Die Topmotorisierung des BMW 5er Touring repräsentiert der BMW TwinPower Turbo 8-Zylinder Benzinmotor im BMW 550i mit zwei Turboladern, Valvetronic, Doppel-Vanos und der Benzindirekteinspritzung.»

Seidig, aber zügig

Man muss diesen Satz nicht verstehen, um schon nach wenigen Metern zu wissen, dass dieses Auto auch vollbeladen reines Fahrvergnügen bietet. Dabei gebärdet sich der grosse Wagen nie als Muskelprotz, seidig, aber zügig beschleunigt er in 4,7 Sekunden auf 100 km/h und stellt maximal 650 Nm Drehmoment zur Verfügung. Beeindruckend ist deshalb nicht nur der Sprint aus dem Stand, sondern vielmehr noch die Kraftreserve, die man mobilisieren kann, wenn es etwa von 130 auf 200 km/h geht. Natürlich ist der Wagen schwer (2000 kg, ohne Familie und den halben Hausrat) und

lang (4,9 m), aber man hat ihn ja nicht für die Kurvenhatz, sondern für die Reise ans Meer.

Bei BMW gibt es diesen sympathischen, bayrischen Starrsinn: Einen M5 etwa gibt es nicht als Kombi, die Ingenieure sind der Meinung, dass die Steifigkeit nicht ausreichend sei für den gewaltigen 560-PS-Motor. Und Allradantrieb wie bei Audi wollen sie auch nicht, ein schneller BMW soll nur hinten angetrieben werden. Auch den 550i gibt es nur mit Hinterradantrieb, was bei Nässe und Vollbeladung vielleicht nur halblustig ist, aber, wenn man ihn dann mal ganz für sich alleine hat – befreit von Familie und halbem Hausrat –, dafür umso bessere Unterhaltung bietet. Als Alternative mit Allradantrieb bietet sich im Übrigen der BMW M550d xDrive Touring mit 381 PS und 740 Nm an.

Der 550i ist ein souveränes Auto, kaum eine Unebenheit, kaum eine Asphaltnaht bringt das komfortable Fahrwerk aus der Ruhe. Die Achtgang-Automatik schaltet fast immer richtig. Für das kleine Speed-Extra zwischendurch stellt man via «Fahrerlebnisschalter» auf «Sport» um, der digitale Tacho wird jetzt aggressiv rot, und ein Ruck scheint durch das Auto zu gehen. Alle Anzeichen stehen jetzt auf Gasgeben. Und wenn das Überholmanöver abgeschlossen ist, schaltet man wieder auf «Comfort» und staunt über die zwei Gesichter des grossen Bayern.



«Keine geborene Nummer zwei»: Grieder, 52, Schweizer Manager im Ausland.

MvH trifft

Daniel Grieder

Von Mark van Huisseling — Wie ein Schweizer oberster Chef der amerikanischen Modemarke Tommy Hilfiger wurde.

Als wir uns verabredeten, hast du vorgeschlagen: «Kronenhalle» oder «Razzia», also der Klassiker oder das Neuste?» – «Ja, ich mag gerne Klassiker, aber auch Neues. Und wenn wir jetzt hier im «Razzia» sitzen, kann man sagen: ein Klassiker, neu gemacht. Das gefällt mir, auch in der Mode. Ich glaube an klassische Mode, modern gemacht, das geht auch für unsere Marke auf. Aber man darf nicht nur Klassik machen, sich darauf ausruhen, es braucht immer einen neuen Touch, *a new twist* – damit man interessant bleibt.» – «Immer wenn wir uns sehen, dünkt mich, bist du befördert worden, jetzt zum CEO Global [seit 1. Juli], gibt's jetzt noch jemanden über dir?» – «Ja, das Board [der Verwaltungsrat]. Ich sag immer: Es ist die gleiche Marke, es sind die gleichen Herausforderungen, einfach geografisch erweitert [bisher Europa, Russland, Mittlerer Osten und Südafrika; neu die Welt]. Es sind mehr Leute, mehr Möglichkeiten, auch mehr Probleme,

logisch, aber ich sehe einen Haufen *low-hanging fruit*; in Südamerika, in Asien, speziell Indien, China. Wir sind nicht auf dem Luxustrip wie andere, wir sind eine Premium-Marke, eine der ersten, die dort Fuss fassen – das ist ein *sweet spot*, grosses Potenzial.»

Daniel Grieder, 52, ist vermutlich der ranghöchste Schweizer Manager im Ausland, von dem man in der Schweiz noch nie gehört hat, ausser man kennt die Modebranche: Chef von Tommy Hilfiger Global und PVH Europe (die Beteiligungsgesellschaft, zu der auch Calvin Klein gehört; zuvor war er fürs Europageschäft von Tommy Hilfiger verantwortlich gewesen). Grieder, verheiratet mit einer Niederländerin und Vater zweier Teenagersöhne, wohnt bei Zürich, am Wochenende; sein Büro hat er aber seit rund zehn Jahren in Amsterdam, wo der Tommy-Hilfiger-Hauptsitz liegt. Wenn er von *low-hanging fruit* oder grossem Potenzial redet, dann ist das nicht nur Managerrede, sondern tatsäch-

lich seine Sicht auf die Welt – ich kenne wenig Leute, die das halbvolle (oder halbleere) Glas voller sehen als er. Und ihm hat diese Betrachtungsweise Erfolg gebracht: Er ist vom selbständigen Modeagenten, der zusammen mit einem Geschäftspartner Hosen einer Londoner Jeansmarke in der Schweiz weiterverkaufte, zum Chef von rund 10 000 Mitarbeitern aufgestiegen.

«Wie wird der Schweizer Chef eines amerikanischen Konzerns?» – «Erstens, klar, man muss Leistung bringen. Wenn man nichts macht, wird man nichts. Ich glaube aber, dass ich es auf meine Art gemacht habe. Wenn man führen will, muss man ein Vorbild sein. Mein wichtigstes Credo: *entrepreneurship*. Ich komme aus der Selbständigkeit und glaube daran, dass jeder seinen Job machen muss, wie wenn es sein Unternehmen wäre. Und vielleicht bin ich ein wenig mehr *open-minded*, das habe ich von meiner niederländischen Frau gelernt, ein bisschen toleranter als andere Schweizer.» – «Gibt es einen anderen Schweizer, der eine amerikanische Publikumsgesellschaft führt?» – «Ich bin mir nicht ganz sicher, aber meines Wissens nicht, in der Textilindustrie auf jeden Fall nicht.» – «Was hältst du vom Ansatz, die Nummer zwei zu sein, sei besser als die eins – fast der gleiche Lohn/das gleiche Ansehen, aber wenig Verantwortung/Risiko?» – «Ich bin keine geborene Nummer zwei. Ich habe aber immer [auch als Nummer zwei] Verantwortung übernommen, wenn etwas nicht gut war; das habe ich im Schweizer Militär gelernt, ich war Panzergrenadier-Hauptmann, dort hab ich einstecken gelernt. Wer das kann, kommt glaubwürdig rüber.»

«Was können Amerikaner besser?» – «Ganz klar: besser reden, viel besser präsentieren, eine gute Show machen. Aber contentmässig ist nicht mehr dahinter; alles ist *amazing*, es wird übertrieben. Ich finde [die unterschiedlichen] Mentalitäten superinteressant. Und muss sagen, die verschiedenen Europäer und die Amerikaner verstehe ich langsam. Wo ich mich noch schwertue, ist mit den Asiaten – ich bin einer, der es mag, wenn man ein Problem beim Namen nennt, mit mir kann man über alles reden ... Das ist für viele Asiaten eine Herausforderung.» – «Was hast du vom Unternehmensgründer Tommy Hilfiger *himself* gelernt?» – «Als ich ihn zum ersten Mal gesehen habe, vor siebzehn Jahren, habe ich gefragt: «Tommy, was machst du anders als Ralph [Lauren; das Vorbild, zu dem Hilfiger aufschliessen wollte]?» Und er hat gesagt: «Ralph sitzt im Studio, designt, was er gut findet, und will das dann verkaufen. Ich gehe auf die Strasse, finde heraus, was die Leute wollen – dann gehe ich ins Studio und entwerfe es.» Das habe ich gelernt: zuhören, was die Märkte wollen. Und dann umsetzen, was man davon selber gut findet.»

Sein liebstes Restaurant: «Wenn man mich jetzt fragt, würde ich immer noch «Kronenhalle» sagen.»
«Kronenhalle», Rämistrasse 4, Zürich, Tel. 044 262 99 00

1		2		3		4	5			6	7	8		9
						10		11						
12	13		14							15				16
17						18								
	19													
						20			21	22				
23		24		25					26					
27						28						29	30	
31			32		33				34					
		35				36				37				
38										39				
		40							41					

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Kann in die Millionen gehen

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Wer von Eiskunstlauf spricht, spricht auch von solcher Disziplin. 6 Er verdankt seinen Namen dem Raben, bleibt aber am Boden. 10 Was man verniedlichend gesagt in der Schweiz dreinhaut, war ein Sprayer. 12 Gips, Kalk und Sand verarbeitet der Künstler an Decke, Gewölbe und Wand. 15 Er ist in gewisser Weise ein entfernter Nachfahre Hjägars. 17 Kommt dabei heraus, wenn gleich mehrere allein sind. 18 Wer Diamanten sucht, weiss, wo er die grösste Auswahl findet. 19 Es geht dabei um einen Aufmarsch oder eine Abwehr. 20 Nichts von Teufelsaustreibung, wenn er beschworen wird. 23 Entspricht in Pakistan grössenmässig dem indischen Mumbai. 26 Super!, dann aber so, wie es sich die grössten Pessimisten vorstellen. 27 Der Mittelteil einer automatischen Steuerungsanlage. 28 Er soll das farb- und geruchlose Etwas nicht nur in etwa, sondern exakt bestimmen. 31 Der Stein hat einen Namen, wie man in Frankreich sagt. 34 Kritik sei der Versuch, Kurven mit einem ... zu messen. 35 *The Voice* – das kann ja nur er sein. 37 In der Hippiezeit zupfte auch George Harrison manchmal an einer. 38 Biblische Offenbarung brauchen manchmal eine genaue Erläuterung. 39 Eindeutig einer aus der Familie der Leidenschaft. 40 Tante, die hier Verwirrspiel spielt. 41 Das Wort führt auf dem schnellsten Weg zum Ziel.

Senkrecht — 1 In fernen Ländern wird die Reiselust ohne ihn zum Frust. 2 Nationalpark-Kandidat im Herzen des Alpenbogens. 3 Orientierungshilfe: Estland, Ostsee, Kleinstadt. 4 Wenn Stillstand Tod bedeutet, kann man nicht so sein. 5 Der bocksfüssige Flötenspieler schlich durch römische Wälder. 6 Kürze die lange, damit sie nicht verdächtig wirke, wusste schon Seneca. 7 Zu den Waffen!, und was daraus geworden ist. 8 Ach, wie sie sich äussern, wirklich zum Entzücken, die Küken. 9 Nicht wichtig, ob jetzt oder kurz vorher. 11 Zweifelsohne eine Gewinnsituation. 13 Amblers Roman-Titel erinnert an den Istanbuler Palast. 14 Was die Elle, war in etwa sie auf Sizilien. 16 Ergibt sich aus ungebraucht, Gewässer und Staat. 21 Cheb mag an unsere liebe Mutter erinnern, doch er spielt Raï-Musik. 22 Der Kriechende wirkt beruhigend, sagen Pflanzenkundler. 23 Mit Umlaut wär er dann in der Weltwoche-Chef- etage zu finden. 24 Bei solchen Männern wischen nicht nur Frauen sich die Augen – märchenhaft! 25 Könner blasen es, Genieser lutschen an ihm. 29 Sie zerreißen an ausgedünnten Stellen. 30 War für Hebräer ein Widersacher, ist für Christen bis heute ein höllischer Macher. 32 Was Vilnius für Litauen, ist es für Lettland. 33 Von den USA her gesehen liegen wir dort. 36 Das Getränk kann man in eben diesem Zug zu sich nehmen.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 379

G	E	H	A	B	E	G	E	F	U	E	G	I	G		
O	T		A	V	R	I	L	V		A	L	F			
M	A	K	U	P		L	A	M	E	L	L	I	N		
S	P	A	S	S		M	A	N	I	K	U	B	R	E	
	P	S	C	H	A	N		I		T	O	I	T		
S	A	R	A	H		L	A	L	L	E	N		I		
T	R	O	Y		A	U	T	R	E		T	E	A	K	
R	A	S	S	E	L	N		I	N	R	I		M		
E	T	E		G	A	S	S	E	N	H		A	U	E	R
S	E	T	Z	E	N		O	L	I	O		R	I	A	
S		T		D	E	M	I		U	N		R	A	S	T
	F	E	G		B	N		R	O	M	E		L	E	E

Waagrecht — 1 GEHABE 5 GEFUEGIG 11 AVRIL (franz. f. April) 12 ALE (englische Biersorte) 13 MAKEUP 16 LAMELLEN 19 SPASS 20 MANIKUERE 21 SCHAN (Fisch) 22 TOIT (Tito, einst Jugoslawiens Staatspräsident) 23 SARAH (Wagenknecht, Taufname: Sarah, heute Sahara) 25 ALLEN 26 TROY (-es) 27 AUTRE 28 TEAK (Akte) 30 RASSELN 32 INRI (Jesus Nazarenus Rex Judaeorum) 34 ETE (franz. f. Sommer) 35 GASSENHAUER 39 SETZEN 40 OLIO (it. f. Öl) 41 RIA 42 DEMI (Moore, eigentl. Demetria) 43 UNRAST 44 FEGEN 45 ROME (engl. f. Rom) 46 LEE (dem Wind abgekehrte Seite)

Senkrecht — 1 GOMS 2 HUKA (Wasserpfeife) 3 BAUSCH (Pina, Redensart: Bausch und Bogen) 4 EVP 5 GILAN (Provinz im Iran) 6 ELAN 7 UVEK (Eidg. Dep. f. Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation) 8 GALEONE 9 ILERI (Atilay, Anwalt im Patientenrecht) 10 GENETIK 14 APPARATE 15 ESSAYS (von franz. essai, Versuch) 17 MILLENNIUM (Glaube an die Wiederkunft Jesu Christi) 18 LUTETIA (kelt. Name für Paris) 20 MALUNS 23 STRESS 24 ROSETTE 25 ARIEL 27 ALANEN 29 AMEISE 31 EGEDE 33 RHONE 36 SOIR (franz. f. Abend) 37 URAL 38 RATE

Lösungswort — AUSSTRAHLUNG

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



Breguet
Depuis 1775



Breguet, créateur. Flyback-Chronograph Type XXI

Seit den Fliegeruhren, die Breguet von den 1930er Jahren an kreierte, ist die Manufaktur eng mit der Luftfahrt verbunden. Dazu trug vor allem der legendäre, 1954 für die französischen Marine-Fliegertruppen konstruierte Chronograph Type XX bei, der seither stetig weiterentwickelt wurde. Der Type XXI aus Titan, mit Flyback-Funktion und Minutenanzeige aus der Mitte, ist die zeitgenössische Interpretation seines legendären Vorgängers. Wir schreiben die Geschichte fort...



BEYER

Zürich seit 1760 • Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 • 8001 Zürich • Tel +41 (0)43 344 63 63
beyer-ch.com